Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 376/2

255
24
1025
510
6125

111
45. 2.
Paedag. 376. II
SBR069026940320

Kleine Kinderbibliothek

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Campe

K. KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Zweiter Theil.

Neue, stark verminderte, und dadurch verbesserte Ausgabe

Mit Chursächsischer Freiheit

Braunschweig
in der Schul-buchhandlung.
1794.

Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau;
Gesäumt war es mit Golde gar:
Auch trug er es zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht,
Den Andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Gewiß, kein Vogel ist so schön,
„So liebenswerth, als ich;
„Denn keiner ist, ihr müßt's gestehn,
„So ausgeputzt, als ich."

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee von süßer Bürde schwer
Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene, schrie er: packe dich!
„Wie häßlich siehst du aus!"
Thor! sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier
Und Güte nur gefällt;
Allein Dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wol der Welt?

Bertuch.
(Abgeändert.)

Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld.

Unterwegens begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigten Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragte er im Vorbeijagen, wol noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahret.

Der Kerl ist wol nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Jagen auf steinigtem Boden, war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht aus der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sagt' ichs euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan ging, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinab stieg.

Warum mocht' er das wol thun?

Wann ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinuntergehen werde; und freue mich schon zum voraus darauf.

Wann ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — setzt' er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glück und Unglück ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

E.

Der kleine Ferdinand, welcher Fürst werden will.

Ferdinand sagte immer: ich will ein Fürst werden.

Und warum das? fragte ihn sein Vater.

Dann müssen alle Leute mir Geld geben, antwortete er; und dann müssen sie auch thun, was ich haben will.

Es traf sich, daß um diese Zeit eben zwei Diebe gehenkt werden sollten; und Ferdinand ging mit hinaus, sah die Elenden, fühlte Mitleid, und fragte seinen Führer:

„Aber warum machen sie die armen Leute hier todt? Wo ist denn der Fürst? Warum leidet er das?“

Man sagte ihm, daß ein guter Fürst dies leiden, ja befehlen müsse.

„Warum denn?“ fragte Ferdinand.

Weil seine Unterthanen, antwortete man ihm, sonst nicht sicher vor Dieben wären, wenn man diese nicht hart bestrafte.

Er begriff's.

Nachher hörte man ihn nicht wieder sagen, daß er ein Fürst werden wollte; sondern er sagte nun immer, er wollte ein Kaufmann werden.

„Und warum nicht ein Fürst?" fragte ihn sein Vater.

Nein, antwortete der Knabe, da könnten wieder Diebe kommen, und die sollte ich denn henken lassen; das mag ich nicht!

Gut gedacht, lieber Ferdinand! — Je höher der Stand, desto schwerer die Pflichten!

Wer klug ist, macht es wie du, und trachtet nicht den Großen gleich zu werden, weil sie große Pflichten und große Sorgen zu tragen haben.

Das kann man aus folgender Fabel lernen:

R.

Das Kamel und die Katze.

Die Katze, zum Kamel.

Willkommen, Bruder!

Das Kamel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Katze.

Nun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kamel.

Mag seyn; doch kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Katze.

Das sollst du mich nicht zweimal fragen!
Nur her damit! Ich werd' es spielend tragen.

Kamel.

Bedenke, Thor, mein Pack ist fast für mich zu schwer.

Katze.

O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kamel.

Es sey! tritt näh'r;
Da ists!

Katze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kamel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühl' auch ihre Bürde!

C.

Der Rosenstock.

Wer schenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? sprach Wilhelm zu seinem Geschwister.

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen: aber ich! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock antwortete er; denn meiner sieh! ist verdorrt.

Gut,

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollt' anfangen, ihn auszuheben.

Was seh ich? sprach Wilhelm, du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gieb mir doch wenigstens den!

Nein, nein, schrie das Mädchen, der würde dir denn auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehn.

Wilhelm krigte den Busch und war froh.

Da gieng der Gärtner vorüber und trug einen spanischen Fliderbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen: fragte er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht brauchen kann“

Nein, sagte er, ich wollt ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setze ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock bekam und trug viel der schönsten Rosen.

Davon krigte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flider bekam auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze darunter bergen konnte — ja sogar kam der Vater nachher oft unter diesen Baum und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

E. R.

Die beiden Hunde.

Spitz der Gutherzige und Spatz der Neidische.

Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schooshund, unfreundlich und neidisch.

Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr den Spatz liebkosete: aber Spatz fing allemal an zu knurren, so oft sein armer Kamerad es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Krieg=

Kriegte Spatz ein Stückchen Fleisch: so wedelte Spitz mit dem Schwanze und freuete sich so sehr darüber, als wenn ers selbst gekrigt hätte.

Wurde hingegen Spitzen einmal ein Knochen zugeworfen: so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stünde; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich im Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einigemal bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit beiden etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch, und dem Spitz einen Knochen.

Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Kamerad auch was gekrigt habe, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieser ließ es geschehn, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehn.

Aber

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spatz hingeworfen hatte und sagte:

„Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dies habest, weil dir jenes genommen ist.“

Spatz machte große Augen.

„Und, fuhr der Herr fort, weil du so gutherzig und nachgebend, der da aber so neidisch und unfreundlich ist: so sollst du künftig Haushund und jener Hofhund seyn.“

„Fort mit ihm, an die Kette!“

Gesagt, gethan. Spatz wurde angekettet, und Spitz blieb im Hause.

Da sahe man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist.

So oft der gute Spitz einen Leckerbissen krigte, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu essen.

Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte.

Aber der neidische und tückische Spatz wollte nichts anrühren von dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geschah? — Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

C.

Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete nun noch einmal so viel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen.

Dar-

Darüber war er nun unaussprechlich betrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

„Meine herzensliebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr braucht, um euch ganz satt zu essen."

„Seht, für ein einziges solches Brödchen, muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.

Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile."

„Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet."

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sah gen Himmel und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm alten Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jeʒt das Brödchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte:

„Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.“

„Eßt ihr mein Stückchen oder theilt es unter die Andern aus.“

„Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.

Und so legte er sich nieder.

Der bekümmerte Vater ging am andern Morgen hin zum Doktor und bat ihn: er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen.

Der Doktor, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wol wußte, daß er nichts dafür krigen würde.

Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indeß

Indeß wollte er ihm doch etwas verschreiben.

„Thun Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen."

Nicht einnehmen? antwortete der Doktor; und warum nicht?

Gottlieb.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Doktor.

Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinest mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb.

Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor.

Gut! Ich will dich nicht zwingen, aber ich werd' es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb.

Ach, um Gottes willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb.

Ach, lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wol sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

„Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr als ein einziges Bródchen verdienen.“

„Das will er immer unter uns vertheilen; und da krigt jeder nur ein Stückchen, und er selbst nimmt wol gar nichts davon.“

„Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollt' ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten.“

„Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.“

„Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!"

Der Doktor trocknete sich die Augen und sagte:

„Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?"

Gottlieb.

Ach ja, mich hungert wol recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Doktor.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

Gottlieb.

Ich weiß wol, lieber Herr, aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bei dem lieben Gotte und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Doktor war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er

Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust und sagte:

„Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben?“

„Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen.“

„Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.“

Er lief darauf nach Hause; bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinem hungrigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle aßen bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er sollte unbekümmert seyn; er wollte ferner für sie sorgen.

Das that denn auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so.

Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten.

Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freuete sich sehr darüber.

Er ließ den Bertram zu sich holen und sagte:

„Ihr habt einen wackern Sohn.“

„Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt.“

„Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Tahler ausgezahlet werden sollen.“

„Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann etwas rechts werden gelernt haben, so nehme ich es über mich, sie zu versorgen.“

Bertram ging gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe.

C.

Der

Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde das Essen aufgetragen; hurtig sprang er auf den Tisch, mausete in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er habhaft werden konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offnen Fenster hinaus.

Wenn dann die Bedienten wieder hinein kamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahen: so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel krigte Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden, und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld: denn, dacht' er, meine Unschuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine nicht weit vom Hühnerstalle.

Nahe dabei hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sah dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

„Ich will das Huhn wegnehmen, dacht' er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen."

Leise schlich er hin, um seinen Vorsatz auszuführen.

Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbei gelaufen; die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth Jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß eben dieser Kater auch wol alle die übrigen Schelmereien verübt hätte, für welche der unschuldige Pudel die Strafe habe leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschah: so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienter Weise gelitten hatte, reichlich.

C.

Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter: wie vielmehr müssen wir es seyn?

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die Andere.

Vornehmlich zeichnen sich hierin die Hunde vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte sehn.

Ein Kaufmann that einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß.

Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da jemand dem Kaufmanne schuldig war.

Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterwegens fiel der Mantelsack, worein er den Geldbeutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnallt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon; wol aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte; aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte.

Er gebot ihm, zu schweigen: aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche: aber vergebens!

Das treue Thier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalt herunter ziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte: fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beissen zu verstehn zu geben, daß es umkehren sollte.

Der Kaufmann erschrack und glaubte, daß er toll geworden sey. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihn todt schießen zu müssen.

Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da alles nicht helfen wollte, ergrif er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los.

Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen; gab dem Pferde die Sporn und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwol nicht enthalten zurückzusehen, ob das arme Thier wol schon todt sey? Aber indem er sich auf dem Pferde umdrehete, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel's ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wol die Ursache seyn möchte, warum der Hund so sehr gebellt habe. „Ich Grausamer!" rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen seyn. Voll Bekümmerniß folgte er dieser

Spur;

Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem er zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten seyn möchte?

Aber ach! — Der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

C.

Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist hin; und seht, die Augenlieder
Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag; — Doch morgen kommt er wieder
Ich geh indeß zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut, gelacht, gesprungen;
Gewiß, das freut mich sehr!
Doch ist mirs auch im Lernen wohlgelungen;
Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Eltern viel Vergnügen
 Mit meinem Fleiß gemacht;
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
 Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen guten Kindern träumen,
 Die schon im Himmel sind.
Und spielen unter schönen Aepfelbäumen:
 Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
 Hinauf gen Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
 Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles das gegeben,
 Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Eltern, Lehrer, und daneben
 Die liebe Sommerzeit;

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
 Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebstes kleines Haus voll Tauben,
 Und all mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Zeit zum Fleiß und Spiel,
Und dies vergnügte süße, süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O sey mir ferner gut!
Du Gütiger! nochmal: ich danke, danke!
Sey mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich, und meine Eltern liebe,
Und gerne folgsam sey,
Und immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bei!

Ach was erfleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott! ich faß es kaum!
Laß alle Theil an deinem Segen haben!
Und, — komm nun, schöner Traum!

Overbeck.

Der junge Reisende.

Der junge Schnellfuß, der große Lust zu reisen hatte, gab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er möchte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern bloß von einem Ort zum andern geflogen seyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußt' er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derselben, zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich entschließen, dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

E. R.

An ein kleines Mädchen.

Tanze, liebe Kleine, hüpfe
Durch dies Leben froh und frei;
Und des Lebens Kummer schlüpfe,
Trautchen, leicht bei dir vorbei!

Fühle jede reine Freude,
Oefne deine kleine Brust
Jeder Wonn' im Rosenkleide,
Jeder frommen Jugendlust!

Brich

Brich, o Klein', in deinem Lenze
Blümchen dir bei jedem Schritt!
Pflücke, binde sie nnd kränze
Deine kleine Stirn damit.

Denn nicht immer wirst du spielen;
Ach, dein Frühling fährt dahin!
Noch ists Zeit, ihn ganz zu fühlen;
Fühl' ihn, kleine Spielerin!

Schink.

Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnellfuß, sich verwöhnt hatte, ging es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drei Stockwerken bauen sollte.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerke zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen sollte.

Der

Der Baumeister bat, er möchte sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gemacht hätte: aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu seyn.

Kaum waren die Eckpfeiler des zweiten Stocks aufgerichtet: so mußte er schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehn. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorn wieder anfangen.

E. R.

Fritzchens Lob des Landlebens.

Rühmt immer eure große Stadt
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frei und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu finden schlüpfen.

Wenn ich ein Röschen offen sah,
Wie pflegt ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küßte mich
Für meine kleine Mühe,

Und

Und sah mich an, und freute sich,
  Daß ich nicht minder blühe.

Da ging ich immer Hand in Hand
  Mit meiner Schwester Kätchen;
Der gleichet doch im weiten Land
  Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maientag, ist sie,
  Geschäftig, wie ein Bienchen.
Sie fütterte des Morgens früh
  Im Hünerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weisser als der Schnee,
  Folgt ihr am rothen Bändchen,
Wohin sie ging; und aß den Klee
  Aus ihrem weissen Händchen.

Die Blumen wuchsen schöner, die
  Mir unser Gärtner schenkte,
Wenn die geliebte Schwester sie
  An meiner Seite tränkte.

Ans kleine Schmerlen-ufer ging
  Sie oft mit mir zum Fischen,
Und ließ, wenn ich ein Fischchen fing,
  Mitleidig es entwischen.

Da zürnt ich manchesmal mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander desto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
Getrennt von seinen Lieben,
Im goldnen Käfig eingesperrt,
Mich Tag und Nacht betrüben.

O dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmal wieder sehen;
Gewiß die Städter sollten mich
So bald nicht wieder sehen.

L f.

(Abgeändert.)

Der Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
O wie hell und rein
Glänzt sie auf dem Purpurblättchen
Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
Diese Rose sah,
Ach! da hingen große Tropfen
Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
Aber sieh! wie jetzt
Jener Morgensonne Schimmer
Sie nun wieder letzt!

Oft wird heut ein Sturm des Leides
Ueber dich ergehn;
Ach! dann werden trübe Thränen
Dir im Auge stehn.

Aber morgen, guter Knabe,
Morgen, — freue dich!
Drängen Freudenthränen wieder
Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose:
Sey ihr gleich; sey gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden
Und im Unglück Muth.

Krausenek.
(Abgeändert.)

Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut alles, was er nur kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er giebt deswegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die giebt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder der Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er giebt ihnen dies Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt,

zählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dies Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und niemand war, der ihm etwas Uebels nachsagen konnte, jedermann aber gestehen mußte: „daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe; daß er immer dienstfertig und freundlich gegen jedermann gewesen sey, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau hatte, die lange schon blind war, der er mit vieler Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemals dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu seyn.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir das erzählen, was der Pfarrer von ihr versichert. Derselbe sagt:

„Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauenspersonen diejenige sey, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt wäre: so fand

ich sie beschäftiget, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu sticken; und da ich ihr sagte: — künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken, weil ihre Tugend bekannt geworden wäre; so antwortete sie: „das verdiene ich nicht!“

Und ich erwiederte: so verdient es ihre Tugend.

Sie sah mir aber mit großen Augen ins Gesicht und sagte: „ich weiß von keiner Tugend!“

Wie? sprach ich da, ists etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem elften Jahre bei fremden Leuten dienen ging?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Eltern nicht ihr bischen Brod vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das meinige verdienen.

Ich fragte nun weiter: ist ihre Herrschaft nicht jedesmal mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: ich that alles, so gut ich konnte: und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen, und bis hieher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: ja, das bin ich. Meine Mutter wurde damals krank, da mußte sie Pflege haben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wol, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versetzte: so viel ich konnte, hab ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wol, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: habe sie guten Muth, liebe Jungfer, sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorgt. — Sie antwortete: das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt; so ist doch diese meine

Schwester nur noch klein; und kann die wol sich und unsern Vater nähren?"

Dies ists, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus siehet man denn wol, wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

R.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
Pflanzt' er sich einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächend zu,
Und sagte, Datteln pflanzest du?
O Kind! da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und kraus'te das Gesichte. —

Ei, sprach er endlich zum Papa,
Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Pfeffel.

Winterlied.

Jauchze, wenn der Frühling weckt!
Aber gebt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wol gut,
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Schmausekraft daneben.

Seht, im Sommer hängt das Kinn
Müd und matt herunter.
Winterluft macht Herz und Sinn
Herzlich wach und munter.

Hinterm Ofen sitzt und heckt
Schelmerei die Streiche;
Pößchen dahlt und Muthwill neckt,
Kurzweil strengt die Bäuche.

Schaut das schöne weisse Land,
Wie's in Silber stralet!
Und den sonniglichen Rand
Hell mit Gold bemalet!

Stampft die schneebedeckte Bahn!
Klingt sie nicht, wie Schellen?
Was kann Mai, der Sommermann,
Dem entgegen stellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
Allerliebste Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen.

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben:
Künstlich wachsen sie so gar
An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!

Was

44

Was der liebe Gott uns giebt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Können uns ein Herzchen voll
Fröhlichkeit bereiten.

Overbeck.

Geschichte dreier braven Männer.

1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung unten in Afrika lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind: aber plötzlich entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort; zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile; hob das Schiff bald hoch in die Luft, und schmiß es bald wieder in den tiefsten Abgrund hinunter.

End=

Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahn die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebenzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her, „Menschen, laßt uns Menschen retten!“

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu.

„Zwei von euch, sagt er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüberhelfen; dann komme ich wieder und hole noch mehrere.“

Eiligst hängen zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuen in das brausende Meer; ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab; kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beten ihn beinahe an; aber seine Anverwandte, und seine Freunde beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuen auszusetzen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr waren; reißt sich abermals los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und bittet dort wiederum, wie zuvor.

Unglücklicher Weise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein dritter herab; ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — o Jammer! auch den trefflichen Woltemade!

R.

2. Bous-

2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher.

Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen malen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Haven zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal unverrichteter Sache wieder zurück getrieben ward.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben.

Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann hrevor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte.

Boussard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lootsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturm auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahn, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Thau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte

erte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und ward immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neune ins Wasser.

Plötzlich ward er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann; kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinauf zu werfen.

Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmal in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen derselben that noch einigen Widerstand.

Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien allen zu groß und zu schrecklich zu seyn.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wol niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte.

Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen.

Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer.

Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar: aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen.

„Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab' und Gut verlohren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.“

Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlohr sich unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben.

Drei junge Reisende.

Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300 Rthlr. erspart.

Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftiget, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßige Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hülfleistung; sie aber sahn einander schweigend an, verstanden sich, gingen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr. welche sie verreisen wollten.

Verwenden sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrandten."

„Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen."

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen; kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und Aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

E.

Gartengespräch.

Personen.

Herr Treumann, Hofmeister.
Graf Karl, sieben Jahr alt.
Hans, eines Tagelöhners Sohn von 12 Jahren. Graf Heinrich, acht Jahr alt.
Dieks, ein Fischer.

Graf Karl.

Wie der Junge da (auf Hans zeigend) im Kothe wühlt! Sehen Sie mal, Herr Treumann, wie schmutzig er aussieht! Fi! Es eckelt einen davor!

Treumann.

Ja, das ist wahr; warum mag er das thun?

Graf Karl.

I, er gräbt das Spargelbeet um, und sucht das Unkraut heraus.

Treumann.

Aber wozu das?

Karl.

Damit der Spargel desto besser wachsen könne.

Treumann.

So? — Also thut er es ja wol für uns?

Graf Karl.

Freilich; er selbst wird sich auf dem Spargel die Zähne nicht ausbeissen.

Treumann steht still, und sieht ihm liebreich zu.

Der gute Junge! Wie sauer er sich's werden läßt! Sehen Sie, mit seiner schmutzigen Hand wischt er sich den Schweiß ab; mich wundert, daß er nicht davon läuft.

Graf Karl.

O das darf er nicht!

Treumann.

Nicht? Und warum nicht?

Graf Karl.

Wissen Sie nicht, er ist ja des großen Peters, des Tagelöhners, sein Sohn, der dort hinter der Scheure wohnt.

Treumann.

So? des tüchtigen Mannes, der in der Erndte immer so fleißig war, und so lustig?

Graf Karl.

Ja, ja recht; und der mir noch aus seinem Kruge zu trinken geben wollte.

Treumann.

Der gutherzige Mensch! Und hatte es doch selbst so nöthig, weil's so warm war!

Graf Karl.

Aber wer wollte auch aus seinem Kruge getrunken haben? Fi! — Die gemeinen Leute sind einem auch zuweilen recht beschwerlich. Der grobe Fischer, der Diefs, will mir auch immer die Hand geben, und die ist doch so häßlich!

Treumann.

Freilich, die Haut an seinen Händen ist von Arbeiten sehr dick geworden; und feine Lebensart hat er gar nicht gelernt. — Was meinen Sie, wenn Ihr Herr Vater alle diese Leute von seinem Gute jagte, und lauter feine Leute an ihre Stelle setzte?

Graf Karl.

O das wäre scharmant!

Treumann.

Das wären denn doch Leute, die wir besuchen, mit denen wir spatzieren gehen könnten! Sie wären wohl gekleidet, hätten weiche Hände, und wären also nicht so eckelhaft als diese.

Graf Karl.

O ja! O ja!

Treumann.

Aber — eins fällt mir noch ein!

Graf Karl.

Was denn?

Treumann.

Ich denke, wer denn wol diesen Sommer das Korn mähen und einfahren sollte? Denn die Leute mit den hübschen Kleidern und den feinen Händen, die können das doch nicht!

Graf Karl.

O das Korn das wollten wir wol kaufen!

Treumann.

So? — Aber das Geld dazu, wo käme denn das her? Denn sie wissen ja, daß der Verwalter

ihrem Herrn Vater immer einen großen Beutel voll zu bringen pflegt, wenn er das Korn verkauft hat.

Graf Karl.

Ja, das ist wahr.

Treumann.

Und denn der schmutzige Fischer, wenn er die Karpen zu Markte gefahren hat, bringt der nicht auch Geld zurück?

Graf Karl.

Ja, das thut er.

Treumann.

Und vollends der andere schmutzige Mann, der immer im Kuhstall ist, und immer so nach Kuhmist riecht; nicht wahr, wenn der so die Tonnen voll gelber Butter abgeliefert hat, das gibt auch Geld?

Graf Karl.

Ja!

Treumann.

Und was würden wir anfangen, wenn wir kein Geld hätten? Wir müßten entweder umkom-

men, oder betteln gehn. Wem haben wir es nun wol zu verdanken, daß wir das nicht nöthig haben? Nicht wahr, denen, die uns das Geld verdienen?

Graf Karl.

Ja!

Treumann.

Also den schmutzigen Knechten und Tagelöhnern, dem Viehmäster und dem Fischer mit den harten Händen und der unreinlichen Kleidung. Oder könnten die feinen Leute, wenn wir sie an die Stelle von diesen setzten, uns wol eben so viel verdienen, als sie? Könnten sie eben so arbeiten?

Graf Karl.

Nein; das könnten sie nicht.

Treumann.

Ganz gewiß nicht; denn das wissen Sie wol, wenn Sie so einen Spaten voll Erde aufheben wollen, als der Hans dort, so wird's Ihnen bald zu sauer; und als neulich Ihr Bruder Heinrich nur dreimal den Dreschflegel aufhob, wie schwitzte er da nicht über und über!

Graf

Graf Karl.

Ja, das ist wahr; und ich begreife nicht, wie die gemeinen Leute es so den ganzen Tag aushalten können!

Treumann.

Es wird ihnen freilich auch sauer, und deswegen müssen wir ihnen Gutes dafür thun; aber doch lange nicht so sauer, als es uns werden würde; weil ihre Glieder durch Arbeit gestärkt sind, und weil auch ihre Speisen darnach sind.

Graf Karl.

Ha! so dickes gelbes Speck und so schwarzes Brod!

Treumann.

Ja; aber dazu denn auch so guten Apetit, der da macht, daß ihnen dies besser schmeckt, als wenn sie von unsern Pasteten essen sollten.

Graf Karl.

O warum nicht gar!

Treumann.

Nun, das wollen wir bald hören; unser Hans da soll den Ausspruch thun. (Sie kommen

Weg wieder zurück, und Hans arbeitet). Guten Tag, Hans.

Hans.

(Sieht auf und fährt dann fort zu arbeiten.)

Groten Dank!

Treumann.

Du hast es wol recht sauer; nicht wahr, Hans?

Hans.

(Lacht, indem er Treumann ansieht).

Suer? — Ne, dût is nich suer (Er arbeitet fort).

Treumann.

Nicht? — Aber möchtest du nicht lieber in Graf Karls seiner Stelle seyn, und so im Garten herum spatzieren.

Hans. (Ohne aufzusehen).

O beliewe nich!

Treumann.

Auch nicht, wenn du dann so schöne Kleider tragen könntest, als der kleine Graf?

Hans.

Hans.

Ne; wat schûl ick damit?

Karl. (Sachte zu Treumann).

Wie einfältig er ist!

Treumann.

Du solltest dich damit an des Grafen Tisch setzen und mit ihm essen; das würde dir doch gewiß besser schmecken, wie dein trocknes Brod und dein Speck da?

Hans. (Immer arbeitend).

Vetter! O jo nich!

Karl. (Abermals sachte).

Wie dumm!

Treumann.

Du solltest denn auch gar nicht arbeiten.

Hans.

Nich? wat schûl eck denn?

Treumann.

Nun, du sollst weiter nichts thun, als was du den Grafen und andere feine Leute thun siehst.

(Hans

(Hans lacht zwischen den Zähnen). Wie? Das möchtest du nicht?

Hans.

Ne — eck mag keen vornöm Minsch sihn.

Karl.

(Indem er seine Uhr herauszieht).

Auch nicht, wenn du eine so schöne Uhr kriegen könntest?

Hans. (Indem er sie ansieht).

Wat schül eck mit so'n Dings?

Karl.

Sehen, was es an der Zeit ist!

Hans.

Wenn'k dat weten will, ga'k man vor min Vaders Dör, und seih nah de Sün, so wet ik't all.

Treumann.

(Indem er sieht, daß Karl betroffen da steht).

So wüßtest du also gar nichts, das dir in des Grafen Hause besser gefiele, als in deines Vaters Hause?

Hans.

Ne!

Treumann.

Und willst also lieber immerfort Hans bleiben?

Hans.

Ja wiß!

Treumann.

Und das sagt dein Vater auch?

Hans.

Ja frilig; de segt: en arm Minsche, de en brav Kerl is, flitig arbeit, un Gott fürchtet, is better, as en König, de't Hart up de unrechten Siet dregt.

Treumann.

Recht so, Hans; das bleib du denn auch in Gottes Namen. (Er geht mit dem Grafen weiter). Sehen Sie, lieber Karl, wie zufrieden und wie gut diese armen Leute sind. Sagt ichs Ihnen nicht, daß er sein schwarzes Brod mit Speck nicht gegen unsere Pasteten vertauschen würde? (Sie sehen sich noch einmal um nach Hans, der eben sein dickes Stück Brod von der Erde aufnimmt, und anfängt zu essen). Sehen Sie, wie's ihm schmeckt!

Hans.

Hans.

(Der auf ein Geschrei, das er hört, auf einmal fortläuft).

Töf! di schall de Henker halen! (Er sieht nämlich durch die Pforte, daß der große Kettenhund den ältern Grafen Heinrich, der ihn zerrte, mit seinen Pfoten fest umschlungen hält; er springt hin, hält ihm sein Stück Brod und Speck vor, und der Hund läßt den Grafen los.)

Het he em ock wat dahn?

Graf Heinrich.

O nein, o nein; nur still, daß es niemand sieht!

Treumann. (Hinzutretend).

Und warum nicht, lieber Graf? — Wenigstens seyn Sie froh, daß Hans es diesmal sah; denn unter vielen hätte Ihnen keiner so gute Dienste leisten können, als der mit seinem Brod und Speck. Dank dir, guter Junge!

Hans.

(Indem er wieder zur Arbeit geht).

O da nicht vör! — Upn ännermal lat hen awerst ungebrüt!

Graf Heinrich.

Hast Recht, Hans; hast Recht! (Er schüttelt sich die Kleider ab).

Graf Karl. (Der ihn umarmt).

Hast doch wirklich nichts gekrigt, lieber Heinrich?

Graf Heinrich.

Nein, nein, sey nur ruhig und thu mir's nicht nach. Herr Treumann, ich bin gleich wieder bei Ihnen; ich will nur noch ein Wörtchen mit Hans sprechen. (Er geht ihm nach in den Garten).

Treumann.

(Der mit dem Kleinen auf dem Hofplatze stehen bleibt).

Was sagen Sie nun, mein Lieber, von unserm Hans? Scheint er Ihnen noch so einfältig und so garstig, daß man ihn nicht ohne Eckel ansehen kann?

Graf Karl.

Ach nein; ich bin ihm jetzt recht gut.

Treumann.

Nun, das verdient er auch, und mit ihm alle Landleute überhaupt, die gemeiniglich eben so, wie

wie unser Hans, unermüdet in ihrer Arbeit, zufrieden mit ihrem Schicksale, gutherzig und hülfreich sind, so oft sie Gelegenheit dazu haben. Die guten Leute! Arbeiten sie nicht alle mehr für uns, als für sich selbst?

Graf Karl.

Ach ja, das ist wahr!

Treumann.

Und sollten wir ihnen dafür nicht gut seyn, ihnen ihre Mühseligkeiten nicht zu erleichtern suchen, und Gott danken, daß er uns solche Gehülfen zugesellt hat, die das für uns thun, was wir selbst nicht thun können? — Gewiß, wer einen Bauer verachten, oder ihm gar übel begegnen könnte, das müßte ein eben so dummer, als boshafter Mensch seyn; dumm, weil er nicht wüßte, wie nützlich und ehrwürdig dieser Stand ist, und boshaft, weil er sich an seinem eigenen Wohlthäter ergriffe. Oder ist das nicht unser Wohlthäter, der uns Gutes thut? Und thun diese braven arbeitsamen Leute uns nicht täglich viel Gutes durch ihre Arbeit?

Graf Karl.

Ja, das ist gewiß wahr. Nun will ich sie künftig auch recht lieb haben. (Indem er den Fi-

scher auf den Hof kommen sieht, läuft er auf ihn zu, und reicht ihm die Hand). Guten Tag, Dieks, guten Tag!

Dieks, der Fischer.

I goden Dag, leve lütje Herr Graf! — (Graf Karl führt ihn an der Hand zum Hofmeister).

E. R.

Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt: „Wie lange, Freund, hab ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?“
Geh! spricht Aesop. —

„Und er, das weiß ich wol,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen
In wie viel Stunden?“ —
Nun so geh! —

„Ich

„Ich sehe wol"
Brummt hier der Fremde, „dieser Kerl ist toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen;"
Und dreht sich um und geht.

He! ruft Aesop, ein Wort!
Zwei Stunden nur, so bist du dort.

Der Wandrer bleibt verwundernd stehen;
Ei, ruft er, und wie weist du's nun?

Und wie, versezt Aesop, konnt ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

C. H. Nicolai.

Der possierliche Affenfang.

Am Oronoko-Fluß in Amerika bedient man sich, sagt man, eines sonderbaren Mittels die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden alle einen sonderlichen Geschmack an dem Indianischen Korn, welches Maiz genannt wird.

Davon thut man nun etwas in ein Gefäß, welches einen langen und zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man denn unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon.

Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Maiz vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen und den Maiz, dessen er sich einmal bemächtiget hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste was es wolle.

Er

Er fängt also ein klägliches Geschrei an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ungeachtet es nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Maiz ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt.

Die Jäger versichern, niemals erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch die Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichteten Gespräch Anlaß gegeben:

Ein Sklav und der Affe.

Eine Fabel.

Sklav.

Mich zu erwarten? O des Thoren!

Affe.

Was willst du denn?

Sklav.

Du bist verlohren!
Dich tödten will ich!

 Affe.

Affe.

Mich? Um eine Handvoll Maiz?
Fi! Bruder Mensch, stinkst ja von Geiz!

Sklav.

S' ist nicht für mich; bin nur statt meines Herren hier.

Affe.

So ist dein Herr ein wildes Thier,
Und du, sein Sklav, bist eine feige Memme!

Sklav.

Wart, Unthier! —

Affe.

Muß ja wol; bin leider! in der Klemme.
Gesteh nur, daß es schimpflich sey,
Aus bloßem Zwang, als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff, doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sei's denn, Aff; magst diesmal wandeln
Wohin du willst. Fort, fort nur, säume nicht!

Affe.

Ach, siehst ja wol, woran's gebricht!

Sklav.

Sklav.

Mach auf die Hand!

Affe.

Das kann ich nicht;
Da würd' ich ja den schönen Maiz verlieren!

Sklav.

So giebts der Sklaven denn auch unter Thieren.
Ein Bischen Maiz ist dein Tirann,
Der meinige ein weisser Mann.
Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen erfüllen.

C.

Der junge Esel,

der ein eingebildeter Geck war.

Eine Fabel.

Ein junger Esel, von Langohr genannt, hatte gehört, daß sein Geschlecht eins der ältesten im Lande wäre.

Seine Wärterin, eine Ente, die gar sehr belesen war, hatte ihm oft erzählt, wie berühmt seine Vorfahren in der Geschichte wären.

„Die Herrn von Langohr, sagte sie, hätten von jeher eine große Rolle in der Welt gespielt.“

„Man finde, daß die berühmtesten Personen des Alterthums auf ihnen geritten wären.“

„Der Adel der Maulesel wäre nur neugebakken, wie man schon an ihren kürzern Ohren sehen könnte; die Pferde aber wären gar nur Pöbel, womit er sich nicht gemein machen müsse.“

Das Junkerchen ließ keins von diesen Worten auf die Erde fallen.

So oft er nachher auf die Weide geführt wurde, und seine ehemaligen Spielkameraden, die

die muntern Füllen mit ihm schäkern wolten; wandte er sich mit Verachtung von ihnen weg und sagte: sie sollten mit ihres Gleichen spielen.

Zum Lernen war er seitdem vollends nicht zu bewegen.

Denn, dachte er, was hat ein junger Kavalier nöthig, sich wie der Pöbel zu zerarbeiten? Meine adeliche Geburt ist ja schon genug, um mich bei Allen geehrt und beliebt zu machen.

Er begnügte sich daher, die Reitbahn, auf welcher die jungen Pferde zugeritten wurden, nur von fern anzusehen, und sich glücklich zu schätzen, daß er nicht nöthig habe, sich eben so dressiren zu lassen.

So wuchs er nun heran und lernte nichts.

Eines Tages wurde er mit seinen unadelichen Kameraden, welche nun recht geschickte Reitpferde geworden waren, zur Stadt geführt, wo eben Jahrmarkt war.

Er erwartete, daß irgend ein Königssohn ihn sehen, ihn seiner großen Ohren wegen sogleich lieb gewinnen, und in seine Dienste nehmen würde.

Es war auch wirklich ein Prinz da.

Dieser hatte kaum die geschickten jungen Pferde gesehen, als er sein großes Wohlgefallen darüber bezeigte, sie sogleich kaufte, sie freundlich streichelte, und ihnen prächtiges Reitzeug anlegen ließ.

Nach dem Junker von Langohr hatte er sich nicht einmal umgesehen.

Bei diesem fand sich ein Müller ein, der ihn zu seinem Sack-esel kaufte, und ihm durch einen Peitschenschlag zu verstehen gab, daß er mit ihm abreisen sollte.

Da entrüstete sich das junge Herrchen gar gewaltig.

I — a! I — a! I — a! schrie er einmal über das andere; welches ungefähr so viel heissen sollte, als:

„Man irret sich in meiner Person! Ich bin der Junker von Langohr! Einer meiner Urahnen hat dem großen Silen *) gedient!"

Wart, ich will dich schreien lehren! sagte der Müller, und trieb ihn mit derben Peitschenschlägen vor sich hin zur Mühle.

C.

*) Ein alter Mann in der fabelhaften Geschichte, der auf einem Esel reitend vorgestellt wird.

Badelied.

Zum Bade! zum Bade!
Vom Blumengestade
Hinab in die wallenden Fluthen!
Die Sonne gebietet!
Sie wüthet, sie wüthet
Mit himmeldurchströmenden Gluten.
Ha! wie so gelinde
Die lispelnden Winde
Die glühenden Wangen uns kühlen!
Wie schäumend die hellen
Lichtblinkenden Wellen
Die schwebenden Hüften umspühlen.
Bald tauchen wir nieder,
Bald heben wir wieder
Uns rudernd aus sandichten Tiefen;
Und kämpfen und ringen,
Stromüber zu dringen,
Daß Locken und Wangen uns triefen!
Auf Wogen zu schweben,
Sich jauchzend zu heben,
Welch Wonnevergnügen, ihr Brüder!
Da rauschen den Kummer
Die Wellen in Schlummer,
Da stählt man die nervigten Glieder!

Durch-

Durchbrauset die Flächen
Von Flüssen und Bächen,
Von pappelumschatteten Teichen!
Bis Flockengewimmel
Und Stürmegetümmel
Den lachenden Sommer verscheuchen!

Mn.

Gespräch
zwischen dem Herrn von G. und einem armen Greis.

Herr v. G. (zu den Bedienten).

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

Der Alte.

Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G.

Und warum?

Der Alte.

Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr v. G.

Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seyd so gut, einer davon zu seyn.

Der Alte.

Nein, Herr! wenn sie auch alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit —

Herr v. G.

Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte.

Was Wichtiges, Herr! zu sterben — ich will wol Alles sagen, wenn wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr v. G.

Wie wißt ihr das?

Der Alte.

Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun! Meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt. —

Herr v. G.

Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan. —

Der Alte.

Ich hatte mir so viel Geld gesammlet, um Niemanden aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie gings? Ich lehnte dies Geld einem Kavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Kavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G.

Und ich höre sie so gern, beträf es mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte.

Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich

habe

habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medezin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da ging mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollt' im ganzen Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand. —

Herr v. G.

Da gingt ihr zu euren Kindern?

Der Alte.

Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan!

Herr v. G.

Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte.

Nein, Herr! das nicht! Aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr, habe sie angreifen müssen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G.

Wo wohnt ihr denn?

Der Alte.

Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meinet und meiner armen Lieben wegen! —

Herr v. G.

Verzeihung, Alter, daß ichs gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe.

Der

Der Alte.

Das ist brav, gnädiger Herr! in acht Tagen sehn sie gen Himmel; dann (Gott sey gedankt!) dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim —

Herr v. G. (giebt ihm fünf harte Thaler.)

Nehmet, Vater, Gott sey mit euch! —

Der Alte.

Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch einen Thaler, das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts.

Herr v. G.

Gebts euren Kindern.

Der Alte.

Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G.

Zum Haus, Alter!

Der Alte.

(dringt ihm das übrige Geld wieder auf.)

Es steht schon!

Herr v. G.

Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte.

Nun, dann sind wir's beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können, als ich. —

Herr v. G.

Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte.

Ich hoff', ich hab' auch Gott bewegt, der laß es Sie nicht missen.

Herr v. G.

Wollt ihr was essen?

Der Alte.

Ich habe schon gegessen, Milch und Brod —

Herr v. G.

Aber mitnehmen?

Der

Der Alte.

Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahn, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen wollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G.

Mehr, Vater! —

Der Alte.

Nein, Herr, nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal vom Gewächs des Weinstocks bei ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen seyn, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten —

(Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

— den letzten Wein! Das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott,

erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (der den Wein bringt.)

Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte. (gen Himmel.)

Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank! (Er trinkt etwas) Jetzt — (zum Herr v. G. indem er mit ihm anstößt) Gott schenke ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde!

Herr v. G.

Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt.

Der Alte.

Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel —

Herr v. G.

Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte.

Herr! ich wünschte Ihrentwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren.

Herr v. G.

Gleich!

Der Alte. (allein)

Zum letztenmal gelabt! Dort wird es besser seyn.

Herr v. G. (bringt ein Paar Handschuh.)

Hier, Alter!

Der Alte.

Den einen brauch ich nicht; nur Einen hab ich gefodert.

Herr v. G.

Warum den andern nicht auch?

Der Alte.

Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich

werd an Sie denken! (Er giebt dem Herrn v. G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G.

Und ich an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten —

Der Alte.

Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G.

Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Segen Gottes drin.

Der Alte.

Gott segne sie!

Herr v. G.

Und helfe euch!

Aus den Lebensläufen in aufsteigender Linie.

Fortsetzung.

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G. war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehn, daß der gute Alte nicht mehr, als einen

einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhecke versteckt, bis der alte Mann vorüber ginge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen, dann lief er ihm nach auf dem Feldwege und rief: Vater! Vater! — der Alte stand still und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:

„Lieber Mann, mein Vater hat bedacht, daß der Thaler, den er ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt ihm hier einen andern dafür und jenen soll ich wieder mitbringen.“

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand und wollte den Andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker Wilhelm davon; noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sah gen Himmel und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werd ich nicht erst im Himmel sehen!

C.

Ge-

Gespräch
über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war doch aber nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater.

Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, ohnmöglich recht gut seyn.

Lotte.

Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater.

Mir gehts auch so. Woher mag das wol kommen?

Lotte.

Ich weiß nicht; aber ich hab' ihn wirklich recht lieb.

Vater.

Warum sagte er denn wol eine Unwahrheit?

Lotte.

Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater.

Und warum wollt' er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte.

Weil er ihm gern etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater.

Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte.

Zum Besten des Alten.

Lotte.

Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte.

Ja.

Vater.

Und wurde wol irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidiget?

Lotte.

Nein!

Vater.

Nun siehst du, liebe Lotte, dies ist der einzige Fall, da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte.

Ja denn! — Hätte er's denn wol sagen müssen?

Vater.

Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen: so dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wär es noch so unschuldig!

Lotte.

Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Va=

Vater.

Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen — Aber fodern, daß wir alle unsere Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur diejenigen, denen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Eltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte.

Danke, lieber Vater, daß du mich das gelehrt hast!

C.

Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähl ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Der

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige, oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurd ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie fast immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von neuen in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng.

Die Mutter gebot ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dies alles soll."

Meta trat näher und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ists?" — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen."

„Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter; laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.“

Meta las: für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch; halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

„Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.“

„Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.“

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Bequemlade, gab dem Kinde den Schlüssel dazu und sagte: „hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter und fragte mit halb-erstickter Stimme: „Darf ich jetzt, liebe Mutter?“ — „Du darfst, mein Kind!“ antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann so hab ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.“

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiel zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welch Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen?

E. R.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt

Und

Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu seyn.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß! sagte Mariane zu ihrer Mutter, und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirn und von den glühenden Wangen. — (Es war einer der heißesten Erntetage) Fast kann ich nicht mehr athmen. —

„Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als itzt, sprach die Mutter; itzt will ich dich blos erinnern, daß Gott es ist, der's so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, das uns nicht gut wäre."

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört hatte.

Auch bemühete sie sich die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeitlang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August floh dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühleren Lüfte des Septembers und der mildere Sonnenschein lockten Marianen täglich in den Garten.

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Erndte.

Mariane bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks ging nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er seyn! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte.

Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack.

Ge-

Gewöhne dich, mein Kind, mit allem, was er thut, zufrieden zu seyn; denn immer wirst du, es sey früh oder spät, erfahren, daß ers gut mit uns meinte.

Von der Eichel und dem Kürbis.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann
Den ich dir nicht nennen kann;

Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Manchen Kürbis gelb und weiß,
Reih an Reih in gleichem Raum
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Länge lang in ihren Schatten,
Und schläft ein.

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Weste,
Schütteln Blätter, Zweig und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf mit Seufzen an:

O wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis, tragen sollte!
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat alles wohl gemacht.

Gleim.

Gespräch.

Minna und Lina.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die habe ich doch recht lieb; denn da krigt man so schöne Sachen.

Lina.

Ich auch, Minna, ich habe sie auch lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle Nächte träumt mir davon.

Minna.

Weißt du noch wol, wie vorm Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von unsern brennenden Bäumen, und wie wir über alle die schönen Sachen ganz erstaunt stunden, und nicht wußten, was wir vor Freude sagen und thun sollten?

Lina.

Ja, und weißt du noch, wie Vater und Mutter da um uns herum waren, und ihre Herzensfreude an uns hatten, und sich an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen und hören konnten? — Ach! Minna, das Geben muß doch recht

recht was herrliches seyn! Noch niemals hab ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir alle vor Lust in die Hände klatschten, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna.

Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute bescheert ward, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina.

Weißt du was, Minna? Wir sind wol nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu geben könnten wir uns doch auch wol machen. In acht Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen. —

Minna.

Ja ja! ich hab einen ganzen Thaler! Aber sage, wie wollen wirs damit machen?

Lina.

Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn und arbeiten

ten und lernen, daß wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns jeder die Hälfte von unserm Gelde nehmen, und so viele schöne Sachen dafür kaufen, als wir krigen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und dann wollen wir sie unter des armen Tagelöhners Albrechts Kinder vertheilen.

Minna.

Auch die Kinder unsrer armen Seideln müssen etwas davon haben.

Lina.

Freilich! die hätt' ich bald gar vergessen. Ach wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nie wiederfahren. —

Minna.

Wol noch nicht. Und wir sinds, denk nur, wir sinds, die ihnen diese Freude machen. — O laß dich küssen, du Herzensschwester! — Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Aber mir fällt was ein — — —

Minna.

Nun was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder Leid? — — Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld wofür wir wollen, gewiß wir dürfen.

Lina.

Ja, das weiß ich auch; aber —

Minna.

Aber was denn?

Lina.

Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Eltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wirs ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsre Eltern sinds!

Minna.

Ja, das ist wol wahr; aber wir haben doch nun kein ander Geld, als dies!

Lina.

Höre, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch schon ein bischen davon.

Minna.

Ja, aber wie viel?

Lina.

Du kannst doch wenigstens schon ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig krigen, du deine Strumpfbänder und ich meine Strümpfe.

Minna.

Warum?

Lina.

J, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns abkaufen; o und der wird uns gewiß noch dreimal so viel dafür geben, als sie werth sind; das weiß ich ganz gewiß.

Minna.

Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen?

Lina.

Lina.

Das brauchts auch nicht! Wir wollen das Geld, was wir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hinein legen. Dann können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß wir den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna.

O das ist schön! das ist herrlich! Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend).

O wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen gehn wir zu Markte.

Die Klätscherin.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr es etwas, welches man geheim halten wollte, so brannt' es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabei war, daß es auch alle das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten, wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabei großes Unrecht thun, manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? — Man that dies durchgängig,

gängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterin mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sah ihn ein, und wollte sich davon bessern.

Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sehr schwer, sich jemals ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnickschnack, (so nannte man dies unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattin zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherin zu seyn, das

wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

C.

Der liebreiche Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.
Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der

Der dritte hört's. Er sprach: — Ich will
den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend seyn?
Sie? meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche?
„Verarmte Brüder!
Kommt, theilt von neuem!" —
Und sie theilten wieder.

Fritzchens Morgengedanken.

Sey Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da, und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! Gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
Sobald die Sonne kommen ist;
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wöhl,
Und tränkt den armen dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmal so viel werth,
Und segnet zehnmal mehr.

So bist du, Schlaf: weil's dunkel ist,
Hat jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kömmst von Gott dem Herrn.

Doch, wenn du nun gesegnet hast,
Dann mußt du wieder ziehn.
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag,
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist dann alles wach,
Und man kann um sich sehn!

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich seyn so sehr!
Wie Gott im Himmel Gutes thun
Und fröhlich seyn, wie Er!

Da scheint die Sonne denn darein,
Recht wie ein Vaterwink,
Daß sich die Kinder drob erfreun,
Und's schaft noch eins so flink!

Wie wimmelts dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öffnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau, ich schau in deine Welt,
O Gott! und werde stumm.
O! wem es nicht in ihr gefällt,
Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
Und bin zufrieden, ich!
Und wär ichs nicht, hinweg mit mir!
Ich ging' und schämte mich.

Ich ging', und schaute keinen Baum
In seiner Pracht mehr an;
Ich scheute mich vor jedem Baum,
Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär mir fürchterlich,
Als hadert' er mit mir,
Als spräch' er: „Ha, ich kenne dich!
„Entferne dich von hier!"

Obs möglich ist, daß Leute sind,
Die (sey es Gott geklagt!)
Gott meistern können! — (ach wie blind! —)
Hab' ich schon oft gedacht.

Ein trübes Wölkchen, trüber Tag,
Gewitter, Regenguß,
Und wie ichs weiter nennen mag —
Das macht euch schon Verdruß? —

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
Ich nehm' es, wie du's giebst;
Seh auf dein gnädig Angesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
Für mich gesorget hast. —
Dies sey mein Morgenopfer heut;
Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.

Hans war ein treflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur Einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darinn, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind sey günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrack der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm da stand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuh herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne duldete: und dieser böse Name würd' ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter allen am meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und der Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

E. R.

• • •

Johannes, ein anderer Knabe, hatte eben denselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und gut; aber dabei so nachläßig in sei-

nem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatte er dieses, bald jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen; bald dieses, bald jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebreich zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnet: aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte: verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wieder zu finden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten; und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatt er auch diese verloren.

Er kommt abermals zu Nikolas; bittet ihn um die zweite Schnalle; und dieser, der die Gutwilligkeit selbst war, giebt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sah, daß alle seine bisherigen Ermahnungen zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich nun wol von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an dem angenehmsten Frühlingstage durchs Fenster zuzusehen.

Aber dies war noch nicht alles. Er hatte etwas verloren, welches nicht sein war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihn und die übrigen Kinder in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu knöpfeln, gelehrt.

Dies war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viel Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend wäre, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dies geschah.

Johannes knöpfelte vom Morgen bis an den Abend, indeß seine Gespielen bald spatzieren giengen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O wie kläglich beseufzte er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf mehrere Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit, über sich selbst nachzudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache zu hoffen, daß auch er sich immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihm ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersetzen wollen.

C.

Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Knabe seyn!
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält;
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald,
O die Erfahrung sprichts!
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Knabe seyn:
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun!

Burmann.

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth.
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte;
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen.
Ich bin gleich ausser mir, und kann mich dann nicht fassen.

„Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg ich dir."

Er ließ ihn lange warten;
Sehr lange. Fritzen schmerzt es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen.
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War er doch froh und freundlich, als ein Sohn.

„Nun,

„Nun, Kinder macht ein Spiel auf eurer
Kegelbahn,“
Das Spiel stund Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu
machen,
Das gab den andern was zu lachen,
Gleich war dann Zorn und Eifer da.

Das Spiel gieng an. Zwar ward was rechts
gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt,
Doch diesmal aus Respekt für den Papa
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich mit zu
scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt er mit aus frohem Herzen.

Wie kams? fragt' ihn darnach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;
Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst
du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum
bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater
sieht?

Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Brückner.

Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen!“ und „sieh mal, Mutter, da thut Peter wieder dies oder das!“ So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald dies, bald jenes nicht recht geschah.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestüm tadeln und beherrschen lassen.

Bald machte er ihr dies, bald jenes nicht recht; vornehmlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer alles nach ihrem Kopfe gemacht haben; und wenn nicht alles, was sie verlangte,

langte, den Augenblick geschahe: gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig da stehen.

Die guten Eltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von allen geliebt würde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wollte, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sey: aber umsonst! Sie blieb wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihren Eltern.

Dieser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

„Wenn das meine Tochter wäre: so wüßt' ich wol, was ich mit ihr thäte!

„Und was denn?" fragte bie Mutter. „Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurbart und ließe sie Kor-

poral werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigern und gesittetern Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Kommandiren und Tadeln zur Last fiele."

Friederike stutzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens tief; und beschloß, sich von diesem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmal so ein verständiger fremder Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen tauge.

E. R.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warfs ihr zu.
Das Bienchen schwamm darnach
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihn in die
Hand:
Puf! ging der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr
Leben?

* * *

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du giebst dem Armen heut dein Brod
Der Arme kann dirs morgen geben.

Michaelis.

Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schorsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schorstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: „ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dacht' er: „wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!“

„Es würde aber doch niemand wissen,“ dacht' er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind

warf

warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorstein.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen; und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondschein liegen sah.

Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

„Soll ich?" sagt' er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. — Soll ich? —

„Aber wär ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? Könnt ich wol jemals

wieder ruhig schlafen; könnt ich wol jemals einem wieder frei ins Angesicht sehen?"

„— Wol wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!"

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht ja keiner? —"

„Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wol ruhig sterben können?"

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. „Nein! sagte er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!" Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf den er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dies mit angehört und den Knaben selbst beim

Mondschein erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Hör, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht?"

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und b mühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten."

„Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge."

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufwachsen zu sehen.

Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern.
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld giebt im Streite nach
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern.

Unschuld übt die stille Pflicht,
Prahlt mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld giebt getrosten Muth,
Unschuld ist ein großes Gut,
Führt zu wahren Ehren.

Aus dem Niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sah, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie nur immer konnte.

Einmal fuhr sie mit aufs Land. Da sah sie bei einer Brücke einen Trupp Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbei schleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah überdem sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben: ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hnnd abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete jeder über ihren Schooß-hund, wie sie ihn nannten: aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Guts, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie ging und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerrte an ihrem Ermel und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrack, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbei zu rufen.

Diese kamen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung von demselben dem Mitleid zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies.

Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem Persischen König Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: „Soldat, willst du den Krösus erschlagen?"

Der Soldat erschrack, und des Königs Leben war gerettet.

Whit=

Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnt' er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur so im Hause herum laufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlohrne Stecknadeln und hingeworfnen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte: so bracht' er beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl: denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möcht' ihm doch erlauben, eine davon auf-

aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze, habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fodern

dern und mit sich speisen. Aber, ungeachtet Essen genug da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speise bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und

und weil er unermeßliche Reichthümer hatte: so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

C.

Der unglückliche Bauer.

Ihr, schwatzt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein

Sein schwarzes Brod und seine Butter
Ißt er mit Lust, er ißt sich satt;
Für seine Stiere hat er Futter,
Hat alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müssiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht seyn.

Euch neid ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollens bei dem Alten lassen:
Eßt Schneppenkoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wol, als wir.

Gleim.

Jachzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hinging, da er nicht sowol an Kenntnissen zunahm, als auch Fehler einsah und ablegte.

Nur Ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abkaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, so bald ihm von seinen Gespielen jemand aus Versehn etwas zuwider that.

Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stossen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas wiedererzählte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte.

Unglücklicher Weise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paar mal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten kommen sollte.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so stark, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut stromweis die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt hatte, als ihm Leid zufügen.

Er stürzte über ihn her, schrie laut — er ist todt! er ist todt! — Ich habe Gottlieb getödtet, und statt daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und besprützte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dies war freilich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödtlich zu seyn.

Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu fantasiren.

Johannes wich nicht von seinem Bette; weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille: denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte.

Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fantasie zu — „lieber Johannes — was hab ich dir ge-

than, daß du mir so böse bist? Vergieb mirs, vergieb mirs! ich will dich nie wieder beleidigen."

Dies trieb denn vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch grössern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fieng an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen.

Wer ist fähig sich Johannes seine Freude vorzustellen? Gewiß niemand, als der ganz die Angst gefühlt hat, die ihn, während Gottlieb in Gefahr war, das Herz beklemmte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem so festen Vorsatz, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an, und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, den Jachzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Fall nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Jachzorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend jemand, oder ihr selbst, dadurch in Todesangst und Gefahr gerathet?

E. R.

Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

„Ich besitze, sagte er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber alles, was ich habe, — mich selbst. Verschmähe die-

ses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben."

Sokrates antwortete:

„Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines; so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.

Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chineser war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den kostbarsten Edelgesteinen überall besetzt war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten malen wegen seiner Edelgesteine.

„Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelgesteine gegeben."

Ganz

Ganz recht! fuhr der Bonze fort; aber ihr gebt mir Gelegenheit sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren; und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

Winterlied.

Wenn ich einmal der Stadt entrinn'
Wird mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes Welt.

Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Käficht fleucht,
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan.
Das Meer gepanzert, weiß und hart;
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich am jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die zarte Saat empor,
Und kucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Pallästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun neulich, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er nun verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälliger Weise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermanns in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahnete ihn, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

„Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahre nach seinem Tode, bemerke!

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung."

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe zusammt den Zinsen den Hinterlassenen des Zimmermanns zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir die Nachricht davon erhalten haben: denn der ehrliche Landmann selbst hat es niemanden erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen: so ist eine solche That blos gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig. Aber möchten nur erst alle Menschen so gerecht seyn: wie gut würd' es um die menschliche Gesellschaft stehen!

Aus den pädagogischen Unterhandlungen.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest;
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
Und noch so munter seyn und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.
Wenn ihr so stets in euren Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,

Und

Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wol nicht fragenswerth,
Warum so gar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertriebnen Ruh
Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Tante, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht' ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gern was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohesten Feier,
Da wäre sicher mir nichts zu theuer;
An guten Willen soll mir's nicht fehlen:
O wüßt' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Tante, damit zu binden?

Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dies Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts besseres geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hört's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt: so mag es ein Andrer tragen!

Charlotte, Louise, Leonore, Malchen, etwa 10 = 8 = 7 = und 6 Jahr alt.

Charlotte (die zu den Andern ins Zimmer kommt.)

O da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dacht euch draussen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draussen!

Louise. Ja, sobald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lang wird das vielleicht noch währen? Mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesem Morgen um 6 angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! Nein, das möcht ich nicht.

Louise. Und ich wette, du würdest dies doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ists denn?

Leonore, (packt es an die Seite.) Ja, das sagt man nicht sogleich; wenn du rathen kannst.

Malchen. Soll ichs nicht sagen?

Louise.

Louise. Nein, liebes Kind, schweig — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Louise. Und wenns das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen.

Louise. Und ich sags noch einmal, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun, so sagts denn endlich,

Malchen. Nun sag ichs gewiß.

Louise. Still, Mädchen, sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so etwas.

Leonore, (die alles wieder hervorlangt.) Nun sieh — und rathe.

Charlotte, (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann einige wollene Röckchen und Kamisöhler nach einander auslegt und besieht.) Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich.

Louise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Hör mal, Lotte — hör mal — der arme Fritz — und seine Schwestern da, die keine Röcke nicht an hatten — und so froren, hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Louise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt.

Leonore. Ja, aber erst kauft man Brod fürs Geld, und dann Kleider — und

Charlotte. O da können wir ihr lieber auch von unsern alten Kleidern schicken.

Leonore. Ja, aber damit können sie ihre Kinder noch nicht anziehn.

Charlotte. Nun ich weiß, sie sind zu groß; aber dann muß sie sie kleiner machen.

Louise. Ja, das wars eben — Sieh, dies kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht! warum denn nicht?

Louise. Weil sie sich in ihrer Jugend nicht auf Handarbeit geübt hat. —

Charlotte, (verlegen.) Nicht?

Louise. Nun baten wir die Mutter, daß sie uns einige gute starke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geschwind was zusammen nähen, und ihr das auf den Abend hinbringen, damit sie doch was Warmes übern Leib krigten. —

Leonore. He! merkst du's nun, Jüngferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte, (mit einem halb erstickten Seufzer.) O ich will auch mit nähen. —

Louise. Sagt' ichs nicht — aber das wird nicht nöthig seyn.

Leonore. Ei warum nicht? so werden wir desto eher fertig — Sieh, da hast du noch einen halben Saum; aber gerade, das sag ich dir!

Malchen. Ja gerade, Lotte! sonst giebts Schelte.

Charlotte. Was du doch sagst, kleine Weisnase, als ob du recht mit arbeitetest.

Louise. In der That thut sie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadel gefädelt, hat uns die Säume eingeschlagen, und das wol so gerade — und ist auch nicht einmal davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Louise, ob das so recht wird?

Louise. Es ist so was, Lotte! Die Stiche sind ein wenig zu groß — und dann gehts auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmermehr! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein bischen geschwind, sonst thu ich's selbst — Fi! Fi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du; ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das wars eben — das ist eben schlimm — ist der Band angenäht?

Louise. Nun, machs auch nicht so arg mit der armen Lotte; du siehst ja, sie kanns nicht,

sie

sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir — gieb her, Kind. So! der eine Band sitzt ja schon — (sie faßt ihn an und los läßt der Faden und der Band.) O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! ja, du sollst uns schön helfen.

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich.)

Louise. Laß gut seyn, Kind — ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammen packen. (Sie legt alles in Ordnung auf einander.)

Die Mutter kömmt dazu.

* * *

Mutter. Nun, Kinderchen, wie gehts? Braucht ihr auch Hülfe? —

Louise. Nein, liebe Mutter, wir sind eben fertig.

Mutter. Fertig! o das ist schön; und was sagt mein Malchen, hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein Mutter, ich habe ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da ist ja auch unsre Lotte. Hat sie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Sie wollt es —

Louise. Ja, aber wir waren schon fertig.

Malchen. Ja, und sie —

Louise. Fi! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das ist schön — daß ihr fertig seyd! Nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da ist eben die arme Frau draussen mit allen ihren vier kleinen Kindern; und nun sollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und sie ankleiden, und die Mutter damit überraschen.

Leonore. O ja!

Louise. O ja! das laß uns thun.

Malchen. O ja! soll ich sie holen?

Mutter. Nein, ich schicke sie euch. Ihr habt doch alles zurechte?

Louise. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, so sollen sie zu euch kommen, und ich will unterdessen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich sie etwa künftig brauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

* * *

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf sie zulaufen und: sieh Mutter, sieh! rufen.

Arme Fr. O Gott, was seh ich! Sind das meine Kinder? — Liebste Madam! (Sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da hab ich ihnen die Freude ganz allein gelassen — wenn's gut gerathen ist, soll es mir lieb seyn. (Sie besieht jedes Kind besonders.)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keine leidet.) Dank! tau-

sendmal. Gott belohne es ihnen! — (Sie kömmt auch zu Lotte, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank tausendmal!

Lotte. (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend.) O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnts nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — Warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (Sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wol durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sey, sich bei Zeiten in Handarbeiten zu üben?

Charlotte. O ja! —

Mutter. Nun? was dann für Noth? so wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedesmal, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, dir vorstellen, daß du dir und Andern damit dienen kannst, und

daß,

daß, je öfter man eine Sache übt, je leichter und besser sie geräth.

Arme Fr. O ja, liebes Mamselchen, thue sie das ja bei Zeiten! Ich bitte sie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend gesagt: ich habe keine Lust! ich mag nicht nähen! so könnt ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, statt daß ich — (sie weint) itzt nun guten Menschen zur Last fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wäre das wol besser gewesen — aber sie hat mir ja versprochen, von nun an wenigstens durch ihren Fleiß, was möglich ist, wieder gut zu machen. Kinder, das hab ich euch noch nicht gesagt. Diese gute Frau krigt dort hinüber bei der Wäscherin fürs erste eine kleine Wohnung; da will man sie bei der Wäsche brauchen, und in der Zwischenzeit da nichts für sie zu thun ist, soll sie unsern Garten mit ausgäten helfen.

Alle. O schön! o schön! (in die Hände klatschend) das freuet mich!

Mutter. Und ihre Kinder sollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen,

 die

die den kleinen Kindern so leicht Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen spielt.

Arme Fr. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück danken. Sie, meine lieben Kinder, danken sie ja Gott, daß er ihnen eine so brave Mutter gegeben hat, die sie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält: denn das ist die Quelle so vieler Freuden für uns und andre!

E. R.

Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig machen.

Mutter. Aber, Henriette, Karoline wird den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleiße; der dir an deinem letzten Geburtstage geschenkt ward.

Hen-

Henriette. O ja — den — aber ich weiß gewiß, das ist ihr alles eins.

Mutter. Nun meinentwegen, Henriette; aber wie willst du fertig werden? An dem Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem Nähbeutel so wenig. Gewiß willst du Karolinen doch auch gern ein Geschenk an ihrem Geburtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch; aber du sollst sehen, ich will wol fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon um vier Uhr spatzieren geht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit seiner Arbeit fertig wäre, sagt er, der ginge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke, was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir den garstigen Fehler abgewöhnen, immer alles besser wissen und anders thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du

würdest dich einmal selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich es doch nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr ging er spatzieren?

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da sieh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möcht' ich doch wieder aufmachen, er geht so schief.

Mutter. Er hätt' ein wenig gerader seyn können; aber für diesmal denk ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief, ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden, wenn ich nur draussen in der Laube wäre.

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so gehts da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen, Henriette; aber erinnere dich, wenns zum Spatzieren geht, und du nicht fertig bist, daß ich dir alles vorher gesagt.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig seyn.

* * *

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater, und andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wirds? Bist du fertig?

Hen-

Henriette. O noch nicht, Mutter; aber es ist auch ja noch nicht fünf Uhr.

Mutter. Fünf nicht, Henriette, aber vier. Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? ich hab sie nicht gehört.

Mutter. Ich aber; und wenns nun vollends schon die Zeit wäre, da der Vater spatzieren will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht! Und was bedeutet denn, daß da getrommelt wird und alle herauskommen.

Henriette. Ja — das weiß ich — gewiß nicht.

Hans. Ha, Henriette, wo bist du? Wir gehn.

Henriette. Nun doch noch nicht?

Hans. Allerdings! Hast du vergessen, daß der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinens Geburtstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bring ich Karolinen.

Gottlieb. Und ich dies Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Fritz. Na, na, nur zu! Vater kömmt schon.

(Alle laufen weg.)

Vater. (In einiger Entfernung.) Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte nach keinem; wenn du den Spatziergang verdient hast, so komm. Geschwind!

Henriette. (fängt an zu weinen.) Ach, nun bin ich nicht fertig.

Mutter. Ja, Henriette, das hatt' ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, Vater würde erst um fünf Uhr gehen.

Mutter. Ja, auch das sagt ich dir vorher, er würde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so dazu gefreuet! — (sie weint heftiger).

Mutter. Ja, Henriette, das mußt du, so gern ich dir die Freude gegönt hätte! Du weißt,

daß

daß ich dirs vorher gesagt habe: der häßliche Fehler, alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmal selbst bestrafen. Wärest du meinem Rath gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umher zu laufen, nichts wieder zu zernichten, was einmal gemacht war: so wärst du fertig geworden; ja, hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf und nicht um vier Uhr ginge, so wärst du auch noch fertig geworden, und mitgegangen: nun aber mußt du die Folge deines Fehlers tragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Karoline kein Geschenk von mir? (sie weint.)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kömmt alles aus der nämlichen Ursache; darinn kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, dadurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch den Spatziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemals mehr zu widersprechen,

wenn

wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen; sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich — wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, damit ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte.

Mutter. Nein, liebe Henriette, heute muß das so gehn, dir zum Andenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkst, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir beide hin, und es ihr bringen, und dann kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, da du einen so großen Fehler abgeschaft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter. (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt seyn; aber sonst nicht.

E. R.

Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt;
Die Blüten keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald,
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen;
Wer weiß, wie bald
Sie für uns schallt!

Drum seyd zwar froh;
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer alberne Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem einen und mit dem andern geworden seyn müsse.

Als der jüngere elf Jahr alt war, konnt' er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen; theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils,

damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte.

(Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.)

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnt' er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Eltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen und man würde gesagt haben:

„Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder.“

Also mußt' er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorsatz, von nun an

an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen einmal gewöhnt war; so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer.

Er that sich vielen Zwang an, und doch wollt' es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu seyn: er wies ihm, wie man es anfangen müsse; er erklärte ihm dieses und jenes und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darin sein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam seyn können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwol hat es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist hiermit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten.

Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde.

Tessin.

Der

Der Aufschub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen;
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich.

Weiße.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stören. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die kleinen Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen;
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns seyn!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Weil ich so erzogen bin.
O um alles könnt ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wol die Königinn?

Hummel.

Je, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weiß.

Biene.

Biene.

Fi! Behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenn sie's mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königinn verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb ich sie nicht hin.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.
Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedelei;
Worin ich lebe
Zur Lust versteckt;
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft;
Und Pappeln wehen

In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin;
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hernieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.
　Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr!

Bürger.

An ein junges Fräulein,

dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sey, als andere Menschen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater ist auch der meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen sind deine Verwandte; aber — sey nicht stolz — deine Magd, das lumpichte Bettelmädchen und die schmierige Hottentottin sind es auch.

Alle Menschen sind Vettern und Basen zusammen: die Deutschen, die schwarzen Aethiopier und die Kanibalen, wie die Franken, die Sachsen und die Baiern; die Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiser, die Könige und die Edelleute.

Folglich sind alle Menschen einander gleich. Das wissen viele große und kleine Leute nicht.

In Ostindien gibts närrische Leute, die vier Adams glauben; diese sollen heißen: Brahmin, Situri, Beise und Sudur. Vom ersten sollen die Geistlichen, vom zweiten die großen Her=

Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närrischen Leute!

Auf Jamaika, einer Insel in Westindien, soll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre schwarzen Sklavinnen so gut Menschen sind, wie sie. Die albernen Weiber!

Es war einmal eine kleine Königstochter; sie hieß, wo ich nicht irre, Isabelchen, war weiß, wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püppchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein: alles seines Pappas wegen; aber das Närrchen meinte, es geschehe seinetwegen.

Nun sah es oft Straßenkinder von seinem Fenster herab, die ekelhaft und lumpicht umherliefen.

Es sah in seinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und seine Gouvernantin erklärte ihm diese Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wol ein ganz andrer Mensch seyn, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute!

Es sagte dies seinem Garderobemädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessin!

Es sagte dies seinem Friseur, und der alberne Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessin!

Es sagte dies seiner Hofmeisterin: aber, aber, was antwortete die! — —

„Diese gemeinen schmutzigen Leute da sind eben so gut Menschen, wie sie, Prinzeßchen; und daß sie anders und besser aussehen, dafür können sie nicht, Kind! Also dürfen sie ja nicht stolz darauf seyn.“

Wären sie unter den Jameos erzogen, sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären sie im Samojedenlande gebohren, sie würden sich im Schnee wälzen; wären sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen! sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken seyn!“

„Hätte es hingegen dem Könige, ihrem Papa, gefallen, statt ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen,

wie sie: so würden diese — jetzt gemeine, dumme und ekelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich seyn, wie sie."

Isabelchen konnte das nicht begreifen, oder mocht es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheuter bist?

Schlözer.

Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt:
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich eilenden Blitzen,
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang ich noch bin.

Kleine Beschäftigungen
für Kinder.

Das Ringspiel.

Personen:

1. Vater.
2. Gottlieb.
3. Konrad.
4. Christel.
5. Karl.
6. Fritz.
7. Lotte.

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehn und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O was schadt das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gieb uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müßig seyn und können nicht davor!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmal freuen,

freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt zu Hause kömmt, und alles schon gethan findet!

Alle. O ja! O ja! das wollen wir.

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun da hat jeder seine Portion; laßt sehn, wer am ersten damit fertig seyn wird?

Christel. Will Vater uns denn auch wieder was erzählen unterdeß, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollt ich wol; aber ich mag nicht gern oft allein sprechen. Laßt uns lieber irgend etwas spielen, wobei ihr alle mitsprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und spielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel darnach sind; warum nicht? Ich will euch eins vorschlagen, was euch wenig oder gar nicht stören soll.

Gottlieb. Na, das soll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es soll das Ringspiel seyn.

Karl.

Karl. Das sich so anfängt: Es ist ein Ring von meiner Hand?

Vater, Ja!

Alle. O das!

Vater. Nun?

Einige. O das ist nicht hübsch!

Vater. Warum nicht?

Christel. Ja, etwas ist wol hübsch darin, aber etwas ist doch dumm Zeug.

Vater. Nun, so wollen wir das dumme Zeug auslassen, und dafür etwas anders sagen.

Alle. Ja, das geht an.

Vater. Wie, wenn wir's so machten: Du, Konrad, gäbest Christeln den Ring — o es kann auch ein Spinatblatt thun; darauf kömmts ja gar nicht an! und sagtest dann: nimm hin das! dann antwortete er: Was ist das? Und du sprächest wieder:

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant:
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Gott=

Gottlieb. Ja, so ists besser!

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein jeder etwas zu sagen wisse so wie die Reihe an ihn kömmt. — Hört, laßt uns erst zehn Minuten studiren — hier ist die Uhr! — Unter der Zeit muß keiner ein Wort sprechen, und jeder besinnt sich unterdeß ernstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Christel. I ja, wenn man über etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Geographie, und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten solls losgehn! — — — — — — Sie sind verflossen! Nun also, Konrad, fang an.

Konrad. (zu Christel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht) Nimm hin das!

Christel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant;

Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über groß und klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort;
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Christel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. I, es würde sonst nichts wachsen; und denn so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenn's nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse seyn?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und denn, so kann man zu Hause spielen, wenn's draußen regnet.

Vater. Wie wir jetzt; nun weiter!

Christel. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie?

Konrad. Zu Surinam in Amerika gibt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in

großen

großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute, und machen ihnen Thür und Fenster auf.

Fritz. I, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen, da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne oder so etwas finden, da beissen sie sie todt und fressen sie auf. Deswegen machen ihnen die Leute, so bald sie ankommen, alle Thüren, und alle Schränke und Kasten auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pflegen sie mit allem fertig zu seyn, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja scharmante Thierchen!

Konrad. Ja wol!

Christel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich hab' ein paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als hundert Scheffel Hafer.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritz. Das ist doch gewiß nicht wahr!

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb, (mit dem Finger drohend.) Konrad, Konrad, weißt du nicht?

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge nicht! Es ist wirklich wahr.

Christel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Christel. Ja, hundert Scheffel Hafer können gar nicht fressen: also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaub ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als 1000 Eier legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfe standen und mit Beinen fraßen?

Lotte.

Lotte. Das mochten wohl Mißgeburten seyn?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt waren; und ihre Zähne waren von Knochen, oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Christel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Christel. Und nun noch ein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frag' ich Christeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Christel. Mein Urtheil? — Jnun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheil oftmals irren.

Vater. Nun, dasmal hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Christel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wohl 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Christel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten: so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O die armen Leute, die da wohnen müssen!

Christel. O sey du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wol, die Leute mögen diese grossen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Allerdings. Christel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Christel. Sieh nur, Lotte, da in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, giebt es auch

eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidexen und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmal angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind nun die grossen Riesenschlangen (so nennt man sie) dahinterher und fressen sie auf, und wenn sie das nicht thäten, so würden die Heuschrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deswegen können die schwarzen Einwohner dieses Landes gewaltig böse werden, wenn ein weißer Fremdling sich untersteht, eine dieser Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun dein Räthsel?

Christel. Hier ists: Welche Lichter brennen am längsten?

Konrad. Die Wachslichter.

Christel. Nein!

Konrad. Ja, so weiß ich's nicht.

Christel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne.

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Christel. Dem kleinen Veilchen gleich, das
im Verborgnen blühet,
Sey immer fromm und gut, auch
wenn dich niemand siehet.

Gottlieb. Das war einmal ein netter Vers! — Na! und dein Sprichwort?

Christel. Frisch daran,
Ist halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, fragst du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil ist: daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher sind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag du nur erst weiter, so sollst du es wol hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Geographie.

Gottlieb. Nun gieb Achtung! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmutziger seyn soll, als unsers Cerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müßig; (denn so lange ist es da oben

in

in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Walfisch= und Seehundsfett. Aber was das schlimmste ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das abscheulichste aber ist, daß diese Läuse auch Schaarenweise auf ihren Speisen herumkriechen, und daß ihnen gar nicht davor ekelt.

Lotte. Fi!

Vater. Du hast doch wol nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damals auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländern recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreissen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Denn so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos

wachsen, das so weich, wie ein Pelzwerk, ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast alles machen, was sie nöthig haben. Aus dem Felle desselben verfertigen sie sich Kleider, Schuh und Stiefeln; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüßiges, besonders den Tran, darinn zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebohrnen Seehunde.

Karl. Ist das alles?

Gottlieb. Ja!

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen?

Christel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Christel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser giebt.

Karl. Ah! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer fragt denn nun mich?

Fritz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter; es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte: so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja.

Vater. Wir werden diesen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbsen und Mohrrüben mit geröstetem Fleische essen: das sind wohl lauter Sachen, die du nicht magst, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das sind ja meine Lieblingsgerichte!

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hättest: so würdest du doch nicht alle Jahr Erbsen, Mohrrüben und Erdbeeren wachsen lassen?

Karl. I warum denn nicht? O es sollte mir so eine Menge davon wachsen, daß wir sie nicht alle verzehren könnten.

Vater. Besinne dich, Karl! — Da müßtest du ja auch oft regnen lassen, wenn du so was haben wolltest: und den Regen magst du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachsen lassen?

Vater. Das kannst du ja versuchen. Pflanze einmal eine Erdbeerstaude in einen Topf, und setze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann: dann wirst du sehen, ob Erdbeeren daran wachsen werden.

Karl. Werden keine daran wachsen?

Vater. So wenig, als an diesem Tische; du müßtest denn die Pflanze fleißig begießen.

Karl. Na, so könnte man alles andre ja auch begießen; so brauchts ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Wasser sollten wir denn begießen?

Karl. I, mit Wasser aus dem Brunnen, oder aus dem Bache.

Vater. Aber hast du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kömmt denn wol das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dies herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirdischen Hölen, aus denen es, wie ein Bach wieder hervorlief, oder es ward aufgegraben, und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und

wenn's also niemals regnete: so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

Karl. (beschämt) O ja!

Vater. Und scheints dir nun noch wol recht geredet zu seyn, wenn jemand bei regnigtem Wetter spricht: es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wol zuweilen andre Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Wintersturm wie die angenehme Frühlingszeit, und Gott allein weiß, wie das alles zum Wohl der Menschen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sey von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, — der allein weise und allgütige Weltregierer!

Nun

Nun, Fritz, so frage denn weiter!

Fritz. Etwas Merkwürdiges?

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, gibt es eine Art grosser Fledermäuse, die eine stachlichte Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wol an schlafende Menschen an, und lecken so lange an einer und eben derselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, dem sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen muntrer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Fritz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel.

Karl. Was macht die Pferde fett?

Fritz. I, wenn sie viel Haber zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — Des Herrn Auge.

Fritz. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Fritz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestall geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefuttert werden: so wird der Knecht wol immer darüber aus seyn, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Fritz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wol fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja dann vergessen die Bedienten auch wol zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Fritz. Gut; ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. Ein weises Herz, ein froher Muth,
Sind köstlicher, als Geld und Gut.

Fritz. Und dein Sprichwort?

Karl. Hier ists! — Was du thust, da gehe frisch daran.

Vater. Nun, Lotte, jetzt fragst du deinen Nachbar Fritz.

Fritz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Fritz. Mein Urtheil? — I! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Fritz?

Fritz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Fritz. Was denn für eins?

Vater. Dieses: der Spinat ist grün.

Fritz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wol! Man urtheilt, Fritz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat wäre grün; also hast du ja darüber geurtheilt.

Fritz. Na, das ist gut; mir war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte. Etwas Wunderbares?

Fritz. O das weiß ich! Vater erzählte uns einmal von Lüneburg, daß da ein Salzwerk wäre, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt hätte.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Fritz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf lateinisch geschrieben: daß dies Schwein die Salzquelle erfunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Fritz. Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
Was ist das?

Lotte. O das ist ja so ein altes Ding! — Ein Zuckerhut!

Fritz. Ja, du hasts schon gewußt, sonst hättest du es mir nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim.

Fritz. Wenn ich artig bin,
Und ohn Eigensinn
Thue, was ich soll:
O wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama,
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Fritz Eine Hand wäscht die andre.

Vater. Was soll das wol heissen, Fritz?

Fritz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das gieng ja recht gut, Fritz! Jetzt, Lotte, kömmt die Reihe an uns beide. Wer von uns soll zuerst fragen: du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen verdirbt.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fällt einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden!

Christel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmeckt einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleissig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleißige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Geographie erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wol, wo der Sago wächst.

Vater. Nun, wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da giebts einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Ahorn. Dieses Mark nehmen die Leute heraus und trocknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaum einmal erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Christel. Ach ja! Er ist ganz stachlicht von aussen.

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen: aber haben sie wol Recht, darüber zu klagen?

Christel. O nein! — Wenn diese Stacheln nicht wären: so würden die wilden Schweine, die das Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indier, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wol so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß ers auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Vater. Bravo! Jetzt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater. Ist dieses: daß ihr heute alle recht fleißige Kinder gewesen sey! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen; hörst du, Väterchen?

Vater. Laßt sehn, ob ihr dies dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja! o ja; da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder Sanum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß, und tödtet auf der Stelle alles, was er unterwegens antrift, es sey Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will: so werfen sie sich flugs mit dem Gesicht auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt: so lösen sich Arm und Bein ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bei uns weht!

Lotte.

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts?

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch dazu etwas schuldig ist.

Vater. Richtig. — Jetzt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Nein, mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätt' ich bald vergessen.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav, und mit sich eins.
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.

Und hier endlich mein Sprichwort:

Ehrlich währt am längsten.

Christel. Mein Stückchen Arbeit ist just fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehn, ob Mutter noch nicht angefahren kömmt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegen zu laufen!

C.

Fritzchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da, mit Speis' und Brod.

Wo nimmt Er's doch auch alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust!
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenns seinem Fritzchen schmeckt,

So

So hast auch du all weit und breit
Den großen Tisch gedeckt.

Wir essen all' und trinken all',
Und danken unserm Gott!
Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall! —
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Gieb doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brod,
Du, der so vieles kann!

Overbeck.

Fritzchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekomm es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf Morgen ruf' ich wieder;
Dann gehts von neuen an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun genießen;
Und froh zu Bette gehn.

Wie würd' es anders seyn,
Hätt' ich heut nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beiden Armen stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
„Wie ists? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?"
Kein Wörtchen wüßt ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken
Vom bösen Traum zu wecken:
Doch Fiekchen hin und her!

Verdrießlich würd' ich dann;
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fing am Ende
Wol gar zu weinen an.

O wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sey dem lieben Gott:
Er stärkte mich auch heute,

Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch zum süßen Lohn,
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbeck.

Fritzchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe manches noch im Sinn;
Wenn mirs nur alles glückt.

Ich möchte wol, im Ernst gesagt,
Vor allen andern hier
Der beste seyn! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Einst General zu seyn.

Wohlan denn, Fritzchen! dacht ich da,
Was rechtes oder nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott versprichts.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hats nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain *), das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O wär' ich doch erst groß!
Und gut! — dann bring mich allgemach
Du Hain, in Gottes Schooß!

Overbeck.

*) So viel, als: lieber Tod.

Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere bald größere — sehr schnell vorbei, so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen und sprach:

„O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunter läuft! Nun ist die Wiese ganz dunkel; nun wieder hell! — O sieh! da kömmt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!"

Vater.

Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte.

O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater.

Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte.

Lotte.

Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater.

Kind, was du da siehst, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren?

Lotte.

Wie so, Vater?

Vater.

Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenschein.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmal im Schatten, das heißt, wir haben Misvergnügen.

Aber, getrost, liebes Kind! Auch dieses Misvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke

Denke daran, wenn du älter wirst; und es wird dir gut thun, daß ichs dir vorausgesagt habe.

C.

Erndtelied.

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune S[illegible]er schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Stales Schnitt.

Gemetzelt liegt die ganze Schaar
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaten Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht der Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal,
Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden, und emporgestellt;
Und nimmer keine Rast!

Und hui! kömmt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,

Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts im raschen Trab,
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kömmt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erndtefreude sey.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Overbeck.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug:
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug:
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sey immerhin, du Sturm, erbost!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissens ja, wir fühlens auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnets mild herab;
Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starkem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann er von mir seyn,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelbläu';
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an,
Sie leuchtet wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sey, Erde, seines Namens voll,
Und preis' ihn, Menschenkind!

Overbeck.
(Abgeändert.)

Lied
eines kleinen Mädchens an ihren Vater,
bei
Ueberreichung eines Rosenknöspchen.

Nimm, Vater, dieses Röschen hin!
Ich pflückt' es nur für dich;
Dies Röschen ist, was ich jetzt bin,
Aufblühend, jugendlich.

Es hauchet seinen süßen Duft,
O Vater, nur für dich;
Für dich durchwürzet es die Luft,
Und öffnet sich für dich!

Auch ich, ich blühe nur für dich;
Gott schuf mich, dein zu seyn.
Mit sanften Tugenden will ich
Dein Alter einst erfreun.

A. H.

Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O ich thu euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hier auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das offne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie eigne Welt.
Ueberall seyd ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihrs gedeckt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wirds nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Wie die lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach.
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam, Schritt vor Schritt;

Alte Leute haben Pferde;
Mir erlaubt man keinen Ritt.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O was sind die Flügel schön!
Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt' es nur im Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär'!
Fliegen wollt ich auch im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wol nie mit dir.
Möcht' ihr denn allein nur fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:
Solchen Sinn und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Durch gegenseitige Hülfleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.

Albert ging mit seinem Vater einmal über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stockwerk fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinan gehen.

Der Vater ging näher mit ihm hinan, und beide sahen ein Weilchen zu, wie der Untenstehende Steine aufnahm, sie dem auf der ersten Stufe zureichte, wie der sie dem auf der zweiten Stufe, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das immer so rasch fortging, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so viele an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten

und die Andern indeß auch Häuser bauen, oder etwas anders thun?

Ja wol, Vater, antwortete Albert geschwind; dann würd' es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: sollt' es wol, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte: so viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmal glauben, daß einer das alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hülfe anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles übrige, was zum Bau gehört, zusammen schleppen; dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stockwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter und wie-

der hinauf steigen, um ihn zu holen; laß ihn sofort allein arbeiten — wann meinst du wol, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt! Auf diese Weise würde nie ein Haus wie dieses zu Stande kommen. —

Du hast Recht, mein Sohn, versetzte der Vater, und so wie es mit diesem Bau ist, so ists fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens; sollen sie von statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschicklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzen zu Stande, die Einer allein in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So, mein Sohn, ists auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; sollten wir sie uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige genießen können.

Aber da viele in der Gesellschaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der andern beitragen, so ist für alle zum mäßigen Genusse da.

Auch

Auch du, mein Sohn, kannst einmal das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend Andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fing an, sich geselliger Tugenden zu befleissigen, und hat bald ihre Vortreflichkeit erfahren.

Caroline Rudolphi.

Einige Beispiele

von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden.

Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno's Unterricht genossen: aber wovon sollt er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getraide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er

er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?“

Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwürbe.

Die Richter liessen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher Wasser getragen und gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen; und warum mocht' er das wol thun?

Den=

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden: aber er schien von Natur dazu verdorben zu seyn.

Denn erstlich stotterte er über die Maßen und den Buchstaben r konnt' er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf dem Markte hinstellen und vor allem Volke reden sollte!

Auch machte Demosthenes, da er das erstemal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen: aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfing, sich zu bilden.

Zuweilen gieng er an das Gestade des Meers, wo sich die Meereswellen mit einem lermenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübt haben: so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben,

sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zuckte, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so vielen hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit, bewundert werden.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmals aber wurden die Athener den Leuten von Megara feind, und liessen daher bekannt

machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen ließe, des Todes seyn sollte.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätt' er den Sokrates ferner gehört; aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch bedenklich.

Endlich aber siegte doch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfing.

Alle Abend gegen Untergang der Sonne zog er Weiberkleider an, und marschirte in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, marschirte er wieder ab.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier

vier Meilen nicht verdriessen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weisheit in Griechenland, als Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu bekommen, mit denen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Achtung zu geben auf das, was er sie lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden: er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Eltern.

Es war aber unter ihnen einer, Namens Diogenes; der war ganz anders gesinnt, als die Uebrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die andern fortgeschickt wurden, man mochte ihm auch sagen, was man wollte.

Antisthenes, der vermuthlich den jungen Menschen auf die Probe stellen wollte, drohete ihm: wenn er nicht ginge, so wollte er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jüngling seinem Vorsatze treu bleiben würde: denn sonst wäre das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig prügeln.

„Schlag nur, sagt' er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest.“

Von diesem Augenblicke an, gewann ihn Antisthenes über die Maßen lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen.

C.

Der edelmüthige Bauer.

Neulich entstand in dem Braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst; und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fasser an das Fenster, wo zwei andre Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schafften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Glut.

Einige Zeit nachher lobte jemand diesen Mann wegen seiner That, äusserte aber dabei, daß es doch sehr verwegen von ihm gewesen wäre.

„Nein, glaub' er mir, erwiederte der Bauer, ich hab es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn auch nun das Pulver losgeht,

so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch manches zu retten; und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen.

Aus den Zeitungen.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten Einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kömmt ja nicht vom Fleck mit dir.
Er jagt voraus.

In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet ihn, verhönet ihn.
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften;

Die

Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so Träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

L. H. Nicolai.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Eltern des Herrn Probsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz. Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld und sprach: es ist zuviel; so viel hab' ich nicht verdient. Da man ihm

aber antwortete: es solle ihm doch gegeben werden, so nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, jemand im Hofe Holz spalten. Es wird einer hinausgeschickt zu sehen, wer dieser sey; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jetzt diese Arbeit verrichte? gibt er die Antwort: „ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigentlich hätte haben sollen: den will ich nun verdienen."

Diese Antwort kam aus der Seele eines gutdenkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande, konnte er nicht geben.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen;
Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil jetzt noch das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Erndte kam,
Und seinen Irrthum ihm benahm;
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seiner Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, seyn;

Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu finden
wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Stoppe.

Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.

Zu Canterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser ein Schild, zum Zeichen, daß es ehemals ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einmal der Herzog von Nivernois ab, da er, als Französischer Abgesandter an den Englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages macht ihm gleichwol der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dies erfuhr: so kündigte er ihm auf. Das ganze Publikum folgte diesem Beispiele. Man setzte den Vorfall in die öffent=

öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackend aus dem Hause jagten.

Aus den Zeitungen.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaß hinein zu stecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich mir kaum selber zugetraut!
„Ja, ja! die Schuld lag blos an meinem grauen Felle!
„Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
„Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird gut!
„Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!

Ein

„Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
„Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
„Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
„Und schlaf', um wieder auszuruhn;
„Wie andre große Herren thun.
„Ich geh, wenn's mir beliebt, auch wol einmal
spatzieren,
„Und lasse mich von Menschen und von Thieren
„Nach Standsgebühr gehörig respektiren.
„Der Mensch wird, denk ich, doch auch so ver-
ständig seyn
„Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
In aller Lust daher gesprungen;
Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als einer, der zuerst den neuen Löwen sah,
Ein Löwe rief; und schnell entfloh der ganze
Haufen.

„Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch ja-
gen kann!
„Und das hat bloß mein stattlich Kleid gethan!
„Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
„Fang' ich nur erst zu brüllen an."

Stracks

Stracks ließ er seine Stimm aus vollem Halse
hören;
Doch, statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha! Ha! nun fällt
mir's ein,
„Sie können wol vor Angst nicht aus der Stelle
gehn.
„Ja, ja! das wirds gewißlich seyn.
„Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweitenmal
erschallen.
Doch statt, daß sie zur Erde niederfallen,
Kömmt Einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein
Ohr
Von seinem dummen Kof hervor.

Der kühne Knabe siehts und droht ihm mit
dem Stecken,
Auf einmal fällt dem Esel aller Muth.
Er kehrt sich um und spricht:
„Für diesmal ists schon gut!
„Ich merke, daß ihr's bloß aus Unverstande thut;
Drum

„Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
„Und überdem seh' ich hier eine Distel stehn."

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder;
„Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
„Seht nur, wie schön er Disteln speist!
„Wir wollen ihn nach Hause schicken!
„Ein Sack gehört auf deinen Rücken,
„Und keine Löwenhaut."
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schaar herbei;
„Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!"
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

* * *

Auch mancher unter uns, und nicht nur unter Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum? Ihn zieren
Ein hoher Federhut,

Ein prächtigs Kleid, auch wohl — ein Ordens-
band;
Doch seinen trägen Muth,
Und seinen Unverstand,
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband.
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor:
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn
nicht.

Kleine Beschäftigungen
für Kinder.

Erkenntlichkeit.

Ein gewisser französischer Herr ging vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invaliden-Hause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nehmlichen Nachen.

Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, sagte er zu ihr

Ob sie verheirathet sey? —

„Ja, mein Herr!“ war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

„Er arbeitet auf dem Flusse.“

In welchem Quartiere der Stadt wohnt sie?

„Im Gros-Caillou.“

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

„Nach der Barriere du Roule.“

Da hat sie einen weiten Weg zu machen. —

„Es ist um Brod zu kaufen.“

Brod? gibts denn in Gros-Caillou kein Brod zu kaufen?

„Um Vergebung!“

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

„Auch das nicht, mein Herr."

Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Woche wenigstens zweimal eine so weite Reise zu machen?

„Ehe mein Mann zu seinem jetzigen Verdienst kam, waren wir im Elende. Der Becker, der jetzt in Roule wohnt, wohnte damals in Gros-Caillou; und er war so gut, und gab uns Brod auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen."

Nun weiter?

„Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe itzt mein Brod bei unserm alten Nachbar, um ihm für das zu danken, was er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat."

Aus dem deutschen Museum.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Straus
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ rief das Bienchen zürnend aus;
„Vermuthlich warst du nie gestochen?
„Du sahst doch wol, daß ich auf diese Blume flog
„Und ruhig meinen Honig sog!
„Denkst du vielleicht ich sey zu klein,
„Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
„So klein ich bin, so soll dichs reun.“

So sprach sie und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An andern übt, sich selber elend mache.

Bremische Beiträge.

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig und war mit Freuden gehorsam; deswegen liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch? an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünscht' ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht; aber alle waren fruchtlos geblieben.

Seine Schwester, Mariane, seine gewöhnlichste Gespielin, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten: denn so bald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber antrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so ging sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchens hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht

schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das schlimmste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, einen oder den andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein paar Knaben von heftigem Gemüth.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, ging es recht gut; aber das war nicht lange; er ward bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freunde Philip, bei dem noch zwei andre, Gustav und Karl, zum Spiel sich versammlet hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt würde, am meisten Anton. Philip bat, sie möchten sich doch freundschaftlich darum vertragen, und rieth, daß eines Jeden Spiel ge-

spielt

spielt würde; und weil es doch nicht anginge, daß die Gesellschaft sie alle auf einmal spielte, so schlug er vor, man möchte losen, wessen Spiel zuerst daran kommen sollte.

Billiger konnte man nun wol nicht entscheiden, als Freund Philip, und doch ward er nicht gehört.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, ihn anzuhören, und bestunden alle drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmal um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wol von selbst. Aber wenns dies nur allein gewesen wäre!

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuld zu seyn glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen würde; die Andern versicherten dasselbe, und so ging man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philips das geringste geholfen hatte.

Anton kam mismüthig nach Hause, ging stumm und finster allein umher, und wagte es doch nicht, sich selbst zu fragen, woher sein Mis-

muth entstanden sey? Doch sagt' ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wol Schuld seyn möchte.

Am folgenden Tage ging er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinnerte sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Christoph hieß. Alle drei gingen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel, und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier gings nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu: denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagt' er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete

Si-

Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns aber hat ers verboten. Wenn wirs uns je einfallen ließen, sagt' er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren. —

Anton. Und warum das?

Christoph. Weil wirs nicht verstehn, einen Kahn zu regieren, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton. O, wenn er sonst keine Ursache hat! — ich versteh das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon. Das kann seyn Anton; aber wir wagen es doch nicht: es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle drei unglücklich seyn; überdem so hats der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Christoph. Wenn du nur warten willst, bis Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fährt.

Anton vergaß sich; fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie es ohne Schaden thun könnten.

Da die beiden sich immer standhaft weigerten, und endlich versicherten, daß sie nicht wollten, nannte er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemaligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig wegging, und versicherte, er würde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er ging nach Hause, finstrer und mürrischer als je.

Den Vater schmerzte das sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehn, von wo er sonst so viel Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Misbehagens sey. Noch einmal, obgleich mit weniger Hoffnung, wagt' er den Versuch ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton. O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater. Warum das?

Anton. Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Christoph, sind weit jünger, als ich, und wollten mir doch nicht glauben.

Vater. Und was wars, daß sie dir nicht glauben wollten?

Anton. Im Garten ist ein Teich; darauf wollt' ich sie fahren. (Du selbst hast mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmal auf dem Lande waren, und auf des Onkels großem See zusammen fuhren.) Aber das wollten sie nicht glauben, so viel ichs ihnen auch versicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtsam, und blieben dabei, ihr Vater hätt's ihnen verboten.

Vater. Und das nahmst du übel?

Anton. Ja, wenn ich etwas gewiß weiß, und man es mir nicht glauben will — und widerstreitet. —

Vater. Also magst du das Streiten nicht leiden?

Anton. Wenn ich Recht habe, und man mirs doch abstreiten will —

Vater. Wie kannst du denn so gewiß wissen, ob du Recht hast? Kannst du nicht irren?

Anton. Ja, das wol.

Vater. Nun sieh, gleich diesmal hast du wirklich geirret.

Anton. Ich, Vater?

Vater. Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und ließen sich durch deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wol fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht da war, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht: denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton. Ach, Vater, ich seh, daß ich ein Thor war. Kannst du mir verzeihen?

Vater. Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würd' ich dich lieben, wenn du von heut an dich bestrebtest, deinen alten Fehler abzulegen!

Anton. Ich will, liebster Vater; aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an Andern, die Recht hatten zu streiten. Wie gehässig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht stritt?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause seyn müssen! —

Vater. Hör', Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß ers ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuch es einige Zeit, dich von deinem Fehler loszumachen, und fühlst du dann, daß es dir gelingt, so geh zu deinen Freunden — auf mein Wort; sie werden dir verzeihen, und konnten sie den eigensinnigen streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben: so lieben sie gewiß den sanften vertragsamen zehnmal mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rath, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je.

Caroline Rudolphi.

Von

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl; denn des Gehorsams war sie gewohnt: aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmal selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit sey!

Ihr liebevoller Wunsch ward erfüllt.

Als Emilie elf Jahr alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollt' es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise ging ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und da sie einen offnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besser Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließen sie bloß den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das Einzige, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seyd, welche traurige Langeweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise gespannt würde!

Itzt war er fertig, und froh und unter vielen Danksagungen schieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben; denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glück ein Dorf in der Nähe sey.

Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, um ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmidt noch Rademacher. Es dauerte also ein paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleißes zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter:

Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langenweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß, hier hing sie sich an der Mutter Arm und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müssiggangs. — Ich entsage ihm von heut an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie hätt' es nie wieder gethan.

Caroline Rudolphi.

Die Vorsicht.

Ein junges muthigs Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es letzte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt ein rauher Nord:
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht gescheut:

Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach.
Wie schändlich: für so kurze Freuden
So lang zu leiden!

Weiße.

Fritzchen am Neujahr.

Ha! guten Morgen, Fritzchen! — heut
Ist guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie ist mir doch? — Da steh ich hier,
Und schaue um mich her;
Und allenthalben deucht es mir,
Als ob es anders wär;

Als trät ich in ein neues Land,
Und wäre selber neu,
Und wäre etwas unbekannt
Und doch vergnügt dabei.

So, denk ich, wird mir's künftig seyn,
Wenn nun der liebe Gott

Erst Neujahr macht, und holt uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht nicht mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unsers Gottes Ehr!

Doch Dank für so weit, lieber Herr!
Wir habens hier auch gut;
Und wird uns immer merklicher,
Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist alles vor dir gleich,
So Blume, so der Strauch.
Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
Daß du sein Vater bist,
Der wahrlich! freut sich nicht daran,
Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wol
Des frohen Jubels werth:

Denn unser Theil ist übervoll
Von Freuden uns beschert.

Daß ich nur bin — was trägt mir das
Schon für Vergnügen ein!
Ich armes Fritzchen könnte ja
Nur nichts geblieben seyn.

O dies allein, dies stürzt mich hin
In Dank, in lauten Dank!
Ihr lieben Engel, hört's! ich bin!
Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht; das zeigt auf mehr;
Vergebens blüht sie nicht.
Sie streut den süßen Duft umher,
Indem sie Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden blühet sie:
Ihr Engel, so bin ich;
Ein kleines Blümchen blüh ich hie,
Ihr erndtet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich so hoch?
Ich weiß es nicht. Ich will

Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften still.

Die Erd' ist wol ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürsten nicht.
Der Gärtner, welcher uns gesä't,
Hat Regen, wenn er spricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih;
Und daß, wenn er nun kömmt und sucht,
Es nicht vergebens sey.

Das soll es nicht! — Denn seht, da naht
Sie her mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle schafft.

Overbeck.

Die böse Laune.

Immer heitern frohen Sinn
Sollt ich allerdings wol haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben.
Wacker treib ich Spiel und Lauf;
Immer kehrt die Mahlzeit wieder!
Morgens steh ich ruhig auf,
Abends leg ich sanft mich nieder.

Und gewiß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet.
Wenn mir nichts im Köpfchen liegt,
Das kein Ball, kein Kräusel heilet.
Aber sprich, wo kommst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheur, wo kommst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirne;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlets hier schon in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen seyn,
Lieblich mag mein Täubchen knurren,
Heiser mag sich Papchen schrein;
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden.
Gelt, ich suche schon nicht lang',
Um auch diesen Feind zu finden.
Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
Wenn des Essens Lust mich lockte,
That ich mehr, als mir gebührt;
Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
Lieber Gott! dem kleinsten Fehle
Folget schleunig auf dem Fuß
Züchtigung an Leib und Seele.
Fritzchen, Fritzchen! hier ist noch
Weites Feld für dich zu pflügen!
Nun die Laune soll sich doch
Unter meinem Pfluge schmiegen!

Overbeck.

An eine Weintraube.

Sie pressen dich und stoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und tragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und treibens arg dabei,
Und singen: „er, der Wein, zersprengt die Sorgen,
Schier, wie ein Glas, entzwei!“

Und haben Kopfweh dann des andern Tages,
Und haben Grillenfang,
Und sind nur von des lieben Trinkgelages
Erinnerung schon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir raube
Zum Wein in mir verkehrst!
Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
In meinem Magen gährst!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig,
Die Zeiten brauchen viel!

Und Sorgen sind bisher noch nicht vorräthig,
Als höchstens für mein Spiel.

Wenn du was willst, so werde zur Rosine,
Der ich viel holder bin,
So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
Die kleine Näscherin!

Overbeck.

Inhalt.

1.	Der Schmetterling	S. 1
2.	Eulenspiegel und ein Fuhrmann	3
3.	Der kleine Ferdinand, welcher Fürst werden will	5
4.	Das Kamel und die Katze	7
5.	Der Rosenstock	8
6.	Die beiden Hunde. Spitz der Gutherzige und Spatz der Neidische. Eine Fabel	10
7.	Heldenthat eines siebenjährigen Kindes	13
8.	Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel. Eine Fabel	21
9.	Der treue Hund	24

Inhalt.

10. Fritzchens Abendgedanken . . . S. 27
11. Der junge Reisende . . . 30
12. An ein kleines Mädchen . . . 31
13. Der übereilte Bau . . . 32
14. Fritzchens Lob des Landlebens. . . 34
15. Der Thau auf Rosenblättern . . 37
16. Das gute Mädchen . . . 38
17. Der Knabe und sein Vater . . 42
18. Winterlied . . . 43
19. Geschichte dreier braven Männer
 1. Woltemade. . . 45
 2. Boussarn. . . 48
 3. Ein Ungenannter. . 51
20. Drei junge Reisende . . . 54
21. Gartengespräch . . . 56
22. Aesop . . . 70
23. Der possierliche Affenfang . . 72
24. Ein Sklav und der Affe. Eine Fabel 73
25. Der junge Esel, der ein eingebildeter Geck war. Eine Fabel. . . 76
26. Badelied . . . 79
27. Gespräch zwischen dem Herrn von S. und einem armen Greis . . 80
28. Gespräch über diesen letzten Vorgang 92

29.

Inhalt.

29. Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will : S. 95
30. Frühlingsliedchen : : : 100
31. Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu seyn : : : : 101
32. Von der Eichel und dem Kürbis : 103
33. Gespräch. Minna und Lina : 106
34. Die Klätscherin : : : 112
35. Der liebreiche Bruder : : 114
36. Fritzchens Morgengedanken : 115
37. Schlimme Folgen der Unordentlichkeit 119
38. Nothwendigkeit der Ordnung : 125
39. Die Selbstüberwindung : : 126
40. Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit : : : 128
41. Die Biene und die Taube : 131
42. Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen 132
43. Die Unschuld : : : : 136
44. Das belohnte Mitleiden : : 137
45. Die Macht der kindlichen Liebe : 139
46. Whittington : : : : 140
47. Der unglückliche Bauer : : 143

48.

Inhalt.

48. Jachzorn . . . . S. 145
49. Das beste Geschenk . . . 149
50. Eine sonderbare Danksagung . 150
51. Winterlied 151
52. Eine Handlung der Gerechtigkeit 153
53. Der Dachs und das Eichhorn . 155
54. Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage . . . 156
55. Charlotte, Louise, Leonore, Malchen, etwa 10 = 8 = 7 = und 6 Jahr alt. 158
56. Henriette und die Mutter . . 168
57. Frühlingslied 176
58. Zwei ungleiche Brüder . . . 177
59. Der Aufschub 181
60. Die Biene und die Hummel. 182
61. Das Dörfchen 184
62. An ein junges Fräulein, dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sey, als andere Menschen . . 186
63. Ein Liedchen 189
64. Das Ringspiel . . . 190
65. Fritzchens Tischgedanken . . 216

66.

Inhalt.

6. Fritzchen nach der Arbeit. S. 218
6. Fritzchen an den Tod 220
6. Ein Bild vom menschlichen Leben 222
6. Erndtelied 224
Der Pflug 227
Das Gewitter 228
Lied eines kleinen Mädchens an ihren Vater, bei Ueberreichung eines Rosenknöspchen 230
Fritzchen an ein Paar Tauben 231
Durch gegenseitige Hülfleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang 233
Einige Beispiele von einer ausserordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit 237
Der edelmüthige Bauer 245
Der Esel und der Hund 246
8. Der gewissenhafte Tagelöhner 247
79. Zwei Hamster 249
80. Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten 250
81. Der Esel in der Löwenhaut 251

82.

Inhalt.

82. Erkenntlichkeit . . . S. 256
83. Ein Knabe und eine Biene . . . 258
84. Die Streitsucht . . . 259
85. Von der Arbeitsamkeit . . . 268
86. Die Vorsicht . . . 272
87. Fritzchen am Neujahr . . . 2 3
88. Die böse Laune . . . 27
89. An eine Weintraube . . . 29

6125
32
12250
18375
196000

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: 2

Braunschweig 1794

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.376(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108564-7
VD18 80481450-001